

Modenarrheit der bürgerlichen Welt mitzumachen, seine eigenen Wege gehen, damit die Kunst aus dieser Zeiten Not neuen, höheren Inhalt gewinnt.

Im Proletariat selbst mehren sich die Zeichen, daß es als aufstrebende Klasse nicht bloß kunstgenießend sein will, sondern auch kunstschöpferisch. Das beweisen vor allem die Arbeitersänger^[44] und Arbeiterdichter. Die Welt bürgerlicher Kunstfreunde und Kunstverständiger, die über die primitiven künstlerischen Erzeugnisse grauer Vorzeit und wilder Völkerschaften als über Offenbarungen des Menschheitsgenius in Ekstase gerät, hat im allgemeinen nur Hohn oder Mitleid für das, was Proletarier oft mit noch unbeholfener Hand, aber mit heißer, zuckender Seele zu gestalten versuchen. Es fehlen ihr die Organe für das richtige Erfassen und Werten dieser Kunst von „Primitiven“, deren Schöpfungen Symptome sind, mit denen sich eine Weltwende ankündigt, die eine Renaissance der Kunst in ihrem Schoße trägt. Eine solche Renaissance erfolgt ebensowenig künstlerisch als sozial aus dem Nichts. Sie knüpft an Vorausgegangenes, Vorhandenes an. Aber die Kunst einer ins Licht der Kultur emporsteigenden Klasse kann ihre Anknüpfungspunkte und ihre Vorbilder nicht von der Kunst einer geschichtlich verfallenden Klasse nehmen. Das bestätigt die Geschichte der Kunst. Jede emporstrebende Klasse sucht ihre künstlerischen Vorbilder auf den Höhepunkten der früheren Entwicklung. Die Renaissance knüpfte an die Kunst Griechenlands und Roms an, die deutsche klassische Kunst an die Antike und die Renaissance. Bei aller Würdigung der künstlerischen Anregungen und Ausdrucksmittel, um welche die zeitgenössischen Kunstströmungen das künstlerische Erbe bereichern, wird darum die Kunst der Zukunft für ihre Wegweiser über sie hinweg zur klassischen Kunst des Bürgertums greifen. Der Sozialismus ist die konsequente Weiterentwicklung und Umbildung des weltbürger-

lichen Liberalismus, der ihr geistiger Gehalt war. Seine Kunst – um so zu reden – wird auch die Fortbildung der großen, klassischen, bürgerlichen Kunst sein, die das Geschöpf dieses liberalen Gedankens gewesen ist. Ist es nicht reichstes, lebendigstes, künstlerisches Sein, das uns grüßt aus Goethes Oster-spaziergang, in dem die Sehnsucht nach dem Hinaus aus den drückenden Schranken der feudalen Gesellschaft eine künstlerisch vollendete Verklärung gefunden hat? Aus Schillers wonnetrunkenem Weltverbrüderungsruf: „Seid umschlungen, Millionen, diesen Kuß der ganzen Welt!“ Aus dem ungeheuren Jubel einer befreiten Menschheit in Beethovens Neunter Symphonie, der elementar, riesenhaft in dem Chor durchbricht „Freude, schöner Götterfunken!“

Friedrich Engels hat das stolze Wort gesprochen, daß die deutsche Arbeiterklasse die Erbin der klassischen Philosophie ist. Sie wird in dem aufgezeigten Sinne auch die Erbin der klassischen Kunst ihres Landes sein. Es ist ein weiter Weg, den sie noch zu gehen hat, ehe sie dieser ihrer geschichtlichen Aufgabe ganz gerecht werden kann. Eine Tatsache läßt das erkennen. Die Räume, die das Heim des kämpfenden Proletariats sein sollen, in denen sich ein wichtiger Teil seines geschichtlichen Lebens abspielt, die den Zwecken seiner Organisation dienen und seine Versammlungen aufnehmen, diese Häuser sind nicht aus seiner sozialistischen Weltanschauung heraus künstlerisch gestaltet. Unsere Gewerkschafts-, Volks- und Geschäftshäuser unterscheiden sich in ihrem Stil – Stil als äußere Form inneren Seins gefaßt – in nichts von irgendwelchen bürgerlichen Geschäfts- oder Verkehrshäusern. Die innere künstlerische Beziehung zu dem Inhalt des Lebens, das in ihnen pulsiert, wird wahrhaftig nicht dadurch geschaffen, daß ein oder der andere Raum mit einer frostigen Allegorie der Freiheit usw. geschmückt wird. Kurz, das geistige Leben der Arbeiterklasse hat bis jetzt noch nicht den geringsten Ausdruck

in der architektonischen Formensprache gefunden. Das Proletariat selbst aber hat den Gegensatz, das Mißverhältnis zwischen dieser und seinem eigenen inneren Sein noch nicht einmal so stark und bewußt empfunden, daß sein künstlerisches Bedürfnis einen bestimmenden Einfluß zu üben begönne. Gewiß: Die Baukunst ist die höchste und schwierigste aller Künste, aber sie ist auch die sozialste von allen, der stärkste Ausdruck eines Gemeinschaftslebens. Man denke an die gotischen Kirchen, in denen das höchste geistige Sein der zünftlerischen Stadtbevölkerung der feudalen Gesellschaft seinen künstlerischen Ausdruck gefunden hat.

Doch zurück zum Ausgangspunkt! Ist der Weg weit und unter der Ungunst der verfallenden bürgerlichen Gesellschaft besonders schwierig, den das Proletariat wandern muß, um im wahren Sinne der Erbe der klassischen Kunst zu werden, so ist es um so dringlicher, es auch für diese seine Mission zu rüsten. Es kann sich dabei nicht um blindes, kritikloses Anempfinden und Anbeten bürgerlicher Kunst handeln. Wohl aber gilt es, ein Kunstempfinden und Kunstverständnis zu wecken und zu pflegen, dessen feste Grundlage der Sozialismus als Weltanschauung ist, die gewaltige Ideologie des kämpfenden Proletariats und eines Tages der befreiten Menschheit. Seinen reifen schöpferischen Ausdruck wird freilich ein solches Kunstempfinden und Kunstverstehen innerhalb der Kerkermauern dieser kapitalistischen Ordnung nicht finden. Die heißersehnte Renaissance der Kunst – das ist meine persönliche Ansicht – ist erst jenseits ihrer möglich, auf jener Insel der Seligen, der sozialistischen Gesellschaft. Der Hammerschlag der sozialen Revolution wird auch in dieser Beziehung zur erlösenden Tat. –

Aristoteles hat den bekannten Ausspruch getan, daß die Sklaverei als Grundlage des höheren Lebens der Freien überflüssig sei, wenn die Weberschiffchen, die Mühlsteine sich von

selbst bewegten. Diese Vorbedingung ist heute erfüllt. Das Maschinenzeitalter hat Sklaven aus Eisen und Stahl erstehen lassen, die menschlichen Winken gehorchen. Führen wir diese Sklaven, die heute dem Reichtum und der Kultur einer Minderheit dienen, aus dem Privatbesitz in das Eigentum der Gesellschaft über! Dann wird mit der Sicherung des materiellen Lebens und kultureller Entwicklungsmöglichkeit für alle auch die Kunst aus einem Vorrecht verhältnismäßig weniger zu einem Gemeingut für alle. Sie kann dann nicht mehr herabgewürdigt werden zum leeren Sinnenrausch für grobe Genußmenschen, zur Tändelei für sich langweilende Müßiggänger, zum Narkotikum für weltflüchtige Schwächlinge. Sie wird zum höchsten Ausdruck der schöpferischen Kraft eines Volkes, zum klaren Springquell reinsten Freude und Erhebung, zu einer gewaltigen erzieherischen Macht, die sich am einzelnen und an der Gesamtheit bewährt. Nicht in dem Sinne, daß jeder einzelne zum künstlerisch Schöpferischen wird, wohl aber insoweit, daß die Massen künstlerisch Verstehende und künstlerisch Genießende sein können. So wird die Kunst dazu helfen, daß das Wort des Ästhetikers Vischer seine Erfüllung findet, der über alle Künste die schöne Lebenskunst stellt: der einzelne in seiner Persönlichkeit, in seiner Lebensbetätigung ein Kunstwerk, ein aus innerster Notwendigkeit sich gestaltendes, geschlossenes harmonisches Ganzes. Das Zukunftsvolk der freien Arbeit wird das Volk der freien Kunst sein. Ihm werden die großen schöpferischen Gestalter nicht fehlen, die individuell künstlerisch erfassen und formen, was Gemeinschaftsempfinden, Gemeinschaftsdenken, Gemeinschaftswollen ist. Denn alle große Kunst lebt von dem geistigen Herzblut einer großen Gemeinschaft.

„Für unsere Mütter und Hausfrauen“,
Beilage Nr. 7 und 8 zur „Gleichheit“,
Zeitschrift für die Interessen der Arbeiterinnen,
Stuttgart, 1911.

Paul Singer

Februar 1911

Eine schwere gemeinsame Trauer senkt ihre Schatten über die proletarischen Massen Deutschlands, deren gemeinsamer Wille auf das hehre sozialistische Ziel gerichtet ist. Am 31. Januar ist Paul Singer durch eine Lungenentzündung aus dem Leben gerissen worden, das ihm eine Arbeits- und Kampfstätte für die Befreiung der Arbeiterklasse war. Seine frühere robuste Kraft war in den letzten Jahren wiederholt schwer erschüttert worden. Schmerzlich hatte es dann auf dem Unermüdlichen gelastet, daß er nicht wie sonst stets im Vordertreffen stehen konnte, wenn die Sozialdemokratie sich mit dem Feinde maß oder um die Klarheit und Geschlossenheit ihres Aufmarsches rang. Sobald die ärztliche Kunst über ein Leiden triumphiert zu haben schien, trat er, bereit zu Rat und Tat, unter die Kampfgenossen. Frischer und rüstiger als seit langem, noch Jahre kraftvollen Wirkens verheißend – so dünkte den Freunden –, hatte der mehr als Siebenundsechzigjährige seine Arbeit, insbesondere die parlamentarische Kampagne des Winters, aufgenommen. Alles Hoffen war trügerisch. Paul Singer war ein dem Tode Verfallener, als er am 20. Januar mit der Energie und dem Geschick seiner guten Tage in die Geschäftsordnungsdebatte eingriff, um gegen einen unsauberen Trick des Schwarzblauen Blocks^[45] zu protestieren. Am nächsten Tag schon packte ihn der Würger, und er blieb diesmal Sieger.

Einem Fahnenträger gleich, der bis zum letzten Hauch im Kampfgetümmel ausharrt und schon todeswund das Banner noch festhält, so ist Paul Singer gefallen, ein Beispiel erhebender und ergreifender Pflichttreue, wie sie nur aus der Wurzel einer großen, felsenfesten Überzeugung erwachsen kann.

Paul Singers Lebenswerk liegt in der sozialistischen Bewegung beschlossen. Es ist insbesondere unlöslich mit dem Werden und Wachsen der deutschen Sozialdemokratie verknüpft, und was er ihr in kluger, hingebungsvoller Arbeit, in rastlosem, opferreichem Kampfe gegeben hat, das steht für immer auf den Tafeln ihrer Geschichte eingegraben. Paul Singer zählte zu „unseren Alten“, ein Begriff, den die Liebe und Verehrung der Parteigenossen für die Männer geprägt hat, die wir seit mehr als einem Menschenalter in der gleichen unwandelbaren Hingebung auf Posten zu sehen gewöhnt sind. Jedoch hat er nicht wie Liebknecht, Bebel, Auer usw. selbst schon die Kinderjahre der sozialdemokratischen Bewegung miterlebt. Der leidenschaftliche Bruderkampf zwischen Eisenachern und Lassalleanern bildet keine Etappe seines eigenen Entwicklungsganges. Zwar gewann der junge Kaufmann Paul Singer schon zwischen 1866 und 1870 die erste Fühlung mit der Arbeiterbewegung durch seine Mitgliedschaft in dem Demokratischen Arbeiterverein zu Berlin, der sich zu der Richtung der Eisenacher hielt. Allein zu der Zeit, wo er sich als ein offener Bekenner der sozialistischen Überzeugung in Reih und Glied stellte, stand bereits die geeinte Partei auf dem Blachfeld und mitten im dichtesten Kugelregen des Ausnahmegesetzes.

Aber freilich: Ein heißes Ringen um Erkenntnis und Wegrichtung lag auch hinter ihm. Nicht äußere eigene Lebensnot hatte ihm mit harter, aber wohlthätiger Hand das von Marx enthüllte „Geheimnis der historischen Daseinsbedingungen des Proletariats“ gezeigt. 1844 als Sohn nicht unbegüterter jüdischer Eltern zu Berlin geboren, hatten ihn Begabung und Rüh-

rigkeit mit Glück im Bunde als Kaufmann rasch zu Reichtum emporgetragen. Aber zwei tiefgewurzelte Wesenszüge ließen ihn nicht auf der dürren Heide einer behäbigen bürgerlichen Existenz im Kreise gehen: eine großzügige Menschenliebe, der wohlzutun und mitzuteilen innerstes Herzensbedürfnis war und die schon in jungen Jahren Singer dazu trieb, unter Mitwirkung Gustav Thöldes und anderer das Asyl für Obdachlose zu schaffen, dem unser Genosse bis zuletzt förderndes Interesse zugewandt hat; ein starkes demokratisches Empfinden, das nach politischer Betätigung drängte. Paul Singer gehörte vor seinem offiziellen Übertritt zur Sozialdemokratie zu dem kleinen Häuflein ehrlicher norddeutscher Demokraten, die sich in den Jahren vor und nach der Gründung des Deutschen Reiches um Johann Jacoby scharten. Die Zeitereignisse ließen in ihm die Einsicht reifen, daß sich mit der Einigung Deutschlands auf den blutigen Schlachtfeldern in Frankreich, durch die Revolution von oben das politische Ideal einer Bourgeoisie erfüllt habe, die im Taumel der Losung „Bereichert euch!“ bereits vor der vorwärtsdringenden Arbeiterklasse zitterte und daher eine konsequente Demokratie als Nährboden für die proletarische Machtentfaltung mehr und mehr hassen mußte. Er erkannte, daß in Deutschland künftighin die Demokratie nur noch gewandelt, als soziale Demokratie, in dem Sinne Lebens- und Entwicklungsmöglichkeit habe, daß sie vom Proletariat getragen werde und von ihm und seinen schöpferischen historischen Klasseninteressen Blut und Odem erhalte. Von der Schwelle dieser Erkenntnis aus, an der sein Freund, der charaktervolle demokratische Arbeiterfreund Jacoby stehengeblieben ist, drang Paul Singer tiefer und tiefer in die sozialistische Ideenwelt ein, bis er sich ganz die Überzeugung zu eigen gemacht hatte, daß die Enterbten von heute die Menschheitsbefreier von morgen sind, daß die Stunde schlagen muß, wo mit der „Expropriation der Expropriateure“ die

toten Produktionsmittel nicht mehr die lebendigen Menschen beherrschen, sondern von ihnen beherrscht werden. Er blitzte nicht, einem glänzenden Meteor gleich, in der Sozialdemokratie auf, um nach einem kurzen Zwischenspiel für sie wieder zu verlöschen. Sein Bekenntnis zu ihr war nicht ohne innere Kämpfe in einem langsamen Werdegang gereift. Als Paul Singer sich der Partei des proletarischen Klassenkampfes gab, war es ganz und für immer. Was er der jungen Sozialdemokratie brachte, war nicht wenig: eine unabhängige bürgerliche Existenz, rednerische Begabung, nie ermüdende Arbeitsfröhlichkeit, einen scharfen Blick, der schnell das Hauptsächliche erfaßte, klugen Sinn für des Lebens Wirklichkeit und seine praktischen Bedürfnisse, einen leuchtenden, wärmenden Idealismus, dem nur die höchsten Ziele genügen konnten, und zu alledem die Überzeugungstreue eines Mannes, der klar seinen Weg erkannt hat und fest entschlossen ist, ihn unbeschadet aller Gefahren und Opfer zu gehen. Eine Persönlichkeit wie ihn konnte die Sozialdemokratie in den Zeiten brauchen, da sie, jung und schwach, mit allen Gewalten des kapitalistischen Klassenstaats um ihre Existenz ringen mußte, da unter dem Hagelschauer der Verfolgungen viele schwankten und wankten, die mit großen Worten zu ihrer Fahne geschworen hatten.

Fähigkeit und Charakterfestigkeit führten Paul Singer bald auf die verantwortungsreichsten Kampfposten. Seine erste große Rede, die er 1883 vor den Berliner Arbeitern hielt, brachte zum Ausdruck, daß er die innere Fühlung mit den Massen gefunden hatte. Sie wirkte derart, daß die Versammlung sich zu einer imposanten Demonstration für die Sozialdemokratie gestaltete. Das hauptstädtische Proletariat sandte Singer in dem genannten Jahre in die Stadtverordnetenversammlung und 1884 in den Reichstag. In beiden Körperschaften nahm er sofort den Kampf für die Interessen der Ausgebeuteten mit Energie und Schärfe auf. Nach reichlichen

Nücken und Tücken der Reaktion, wie sie damals zu den Alltäglichkeiten gehörten, traf ihn im Juli 1886 ihre volle Rache. Die regierende Puttkamerei quittierte durch die Ausweisung aus Berlin darüber, wie tödlich Singer sie getroffen hatte, als er im Reichstag durch die Entlarvung ihres Ihring-Mahlow^[40] die Lockspitzelschuftereien vor aller Welt nachwies. Eine gewaltige Demonstration der Berliner Arbeiter bei seiner Abreise kündete die dankbare Verehrung der Massen für ihren Führer und unterstrich die Bedeutung der Ausweisung. Die preußische Regierung hoffte Singers wirtschaftlichen Ruin herbeizuführen, indem sie ihn auch aus Dresden, seinem neuen Wohnsitz, vertreiben ließ. Ihr Wüten erreichte jedoch nur eins: Paul Singers Arbeitskraft gänzlich von der Mäntelfabrik loszulösen, zu deren Eignern er gehörte, und auf das politische Gebiet zu konzentrieren. Soweit nicht die Ausübung der Mandate ihn einforderte, zog er nun, ein eifriger Werber für die Sozialdemokratie, durch das Reich. 1888 schied er in aller Form aus dem von ihm mitbegründeten Geschäft aus, weil ein zynischer Ausspruch seines Kompagnons Rosenthal grell das Wesen der kapitalistischen Ausbeutung beleuchtet hatte und die scheußlichen Auswüchse, die auf ihrem Stamme wuchern. „Wenn die Arbeiterinnen nicht genug verdienen“, hatte dieser Herr gesagt, „so mögen sie auf die Straße gehen.“

In jenen Tagen, wo die Zugehörigkeit zur Sozialdemokratie in der bürgerlichen Welt nicht „interessant“, sondern verfehmt machte, stürzten sich die Gegner gleich Hyänen auf die Äußerung des skrupellosen Kaufmanns Rosenthal und legten sie verleumderisch dem revolutionären Kämpfer Paul Singer in den Mund. Und der tödliche Haß schmutziger Gesellen hat die infame Lüge wieder und wieder aufleben und sogar am Grabe des Mannes auferstehen lassen, obgleich sie schon längst vor Gericht elend zusammengebrochen ist. Es war und ist so leicht, „den Juden Singer“ zu schmähen und zu verdächtigen,

so unmöglich, die Anklagen zu entkräften, die dieser selbstlose Vorkämpfer des Proletariats mit fester Hand aus der Sündenammer der bürgerlichen Ordnung hervorholte, um sie deren Nutznießern und Sachwaltern entgegenszuschleudern. Die geifernde Wut mußte durch diese Anklagen um so wilder entfesselt werden, als es „ein Überläufer“ aus dem eigenen bürgerlichen Lager war, der den Kapitalismus unversöhnlich und rücksichtslos bekämpfte. „Der Jude Singer“! Wieviel näher war er in seiner unerschöpflichen Herzengüte dem Jesus der kirchlichen Legende verwandt als alle jene echt germanischen Christen, an deren Händen die Verbrechen der Kinderausbeutung, des Zoll- und Steuerwuchers, der Massenentrechtung, der Rüstungen ohne Ende kleben!

Er hat dem Dienste seiner Überzeugung ein ganzes großes Vermögen und eine glänzende gesellschaftliche Position geopfert mit allem, was sie heute zu geben vermögen. Singers persönlicher Opferwilligkeit war es in erster Linie zu danken, daß die Berliner Arbeiter 1884 in dem „Berliner Volksblatt“, dem Vorläufer des „Vorwärts“, ein eigenes tägliches Organ erhielten. Viele andere Parteiunternehmungen und Parteiaktionen noch hat unser Genosse mit seinen Mitteln ermöglicht oder gefördert. Die Stille hat es verschlungen, aber in dankerfüllten Herzen lebt es weiter, welch freundschaftlicher Helfer er unter dem Sozialistengesetz Geächteten und Gehetzten gewesen ist, wie viele Existenzen er aufbaute, welche die Gewalthabenden mit gewissenloser Brutalität zerschmetterten hatten. Bis zuletzt ist er trotz mancher bitteren Enttäuschung ein freudiger und zartfühlender Geber geblieben, bei dem die Rechte nie wußte, was die Linke tat.

Paul Singer war unverheiratet geblieben, und wengleich ihn die herzlichsten Gefühle mit seinen Geschwistern verbanden, so wurde doch das Leben der Partei sein eigenes Leben. Das proletarische Emanzipationsringen gab ihm Inhalt und Ziel, und für seine Erfordernisse hat er sich im großen

Kampf wie in der kleinen, mühseligen, staubigen Alltagsarbeit restlos und uneigennützig bis zum letzten Fünkchen seiner Kraft eingesetzt. Wie er noch unter dem Sozialistengesetz die heißesten Schlachten gegen den gemeinsamen Feind als Voranstürmender und Führender mitschlug, so nahm er auch von Anbeginn an hervorragenden Anteil an den Auseinandersetzungen über Theorie und Taktik im eigenen Lager. Gerade seine entschiedene, unzweideutige Stellungnahme, die ihn damals wie jederzeit später dem linken Flügel der Partei zugesellte, gewann ihm rasch das Vertrauen der Genossen. 1887 wurde er Mitglied des Parteivorstandes, 1890 erwählte ihn der Parteitag zu Halle einstimmig als dessen Vorsitzenden, und seither hat jede Jahrestagung der Sozialdemokratie diese Entscheidung aufs neue bestätigt. Wie wäre es auch anders denkbar gewesen angesichts der Fülle und des Wertes seiner Leistungen! Im Parteivorstand mit seinen vielen, oft recht undankbaren Verwaltungsgeschäften, die immer ausgedehnter, immer verwickelter werden, je weitere Kreise das Leben der Partei zieht, mit seinen verantwortungsreichen politischen Verpflichtungen, kamen Singers Gaben als erfahrener, nüchtern wägender Großkaufmann und als zielsicherer politischer Führer glänzend zur Geltung. Dem ersteren waren Kleinlichkeitskrämerei und Engherzigkeit fremd, und der letztere sah über das politische Getriebe des Tages hinaus die weiteren Entwicklungslinien und die Anzeichen neuer Erscheinungen.

Singers mehr als 25jährige fleißigste und einsichtsvolle Arbeit im „Roten Hause“ der Berliner, in der Stadtverordnetenversammlung, hat viel von seinem besten Herzblut getrunken. Dafür wird sie ein klassisches Beispiel sozialdemokratischer Kommunalpolitik bleiben. In dem großen Haushalt der Stadt Berlin, der mit seinen vielgestaltigen, komplizierten Aufgaben und seinem Dreihundertmillionenbudget an Bedeutung die Verwaltung vieler Bundesstaaten übertrifft, war Singer auf

Grund tiefeindringenden Studiums und unablässiger Arbeit daheim wie kaum ein zweiter. Hier erspähte er jeden Zollbreit Boden, den er der kapitalistischen Klassengesellschaft abringen und durch Reformen dem Wohle der ausgebeuteten, leidenden Masse und dem Bedürfnis ihres Emporsteigens aus Nacht zum Licht nutzbar machen konnte. Niemand hat nachdrücklicher und konsequenter als er das Recht der kommunalen Selbstverwaltung und ihre Demokratisierung vertreten. Es gibt kein Gebiet der Kommunalpolitik, auf dem er nicht eifrig Wirkender oder verständnisvoll Anregender gewesen wäre. Singers geradezu erstaunliche Summe positiver, praktisch-schöpferischer Arbeit im „Roten Hause“ wurde aber durch eine unverrückbare Achse zusammengehalten und orientiert. Diese Achse war das sozialdemokratische Prinzip. An ihm maß unser Freund alle Einzelercheinungen, und an diesem großen Maßstab steckte er alle Forderungen ab, die er im Namen der Partei erhob und von Etappe zu Etappe in der gleichen konsequent festgehaltenen Richtung im zähen Kampfe mit den Gegnern zu verwirklichen trachtete. So ist seine kommunale Betätigung ein einziger großer, schlagender Beweis dafür geworden, daß sich die strengste prinzipielle Haltung, die über den Abgrund der Klassengegensätze hinweg einer bürgerlichen Auffassung der sozialen Verhältnisse auch nicht den kleinen Finger entgegenstreckt, mit der positiven Reformpolitik zum Ringe zusammenschließt; daß gerade die unveröhnlichste, negierende Kritik an der bürgerlichen Gesellschaft, ihren Einrichtungen und Zuständen der kraftstrotzende Mutterboden fruchtbarer praktischer Arbeit bleibt; daß ein zagender Opportunismus keineswegs die unerläßliche Voraussetzung des Vormarsches zu greifbaren Erfolgen ist.

Die aufgezeigten großen, geraden Richtlinien sind auch für Paul Singers Betätigung im Reichstag maßgebend gewesen. Mochte unser Genosse in seiner wuchtigen Art Abrechnung

mit dem Feinde halten – ganz gleich, wo dieser Feind saß –, mochte er Reformen und Rechte für das Proletariat verteidigen, mochte er die Interessen einer einzelnen Schicht Ausgebeuteter verfechten: seine Reden und Kommissionsarbeiten tragen das unverwischbare Gepräge prinzipieller Klarheit und Festigkeit. Stets war es ihm gegenwärtig, daß die parlamentarische Arbeit der Sozialdemokratie über den praktischen Augenblickszweck hinweg dem großen historischen Ziele des proletarischen Klassenkampfes dienen muß: der Erweckung und Sammlung der Ausgebeuteten zum Ansturm mit gewaltigeren Schlachtkolonnen und besserem Rüstzeug wider die kapitalistische Gesellschaft. Daher war ihm das Parlament kein politisches Parkett, auf dem sich um kleine Konzessionen techtelmechteln läßt, vielmehr ein Kampfplatz, wo es dem Feinde schrittweise, Speerspitze gegen Speerspitze, Boden zu entreißen gilt. Und wenn Singer in solchem Ringen die Gunst politischer Konstellationen gewiß nicht verschmähte, sondern zu nutzen wußte, so hat er doch auf sie nie überschwengliche Hoffnungen gesetzt und ihnen keine Gelegenheit geopfert, von der Tribüne des Reichstags herab dem werktätigen Volke die Regierung als den politischen Geschäftsausschuß der besitzenden und ausbeutenden Klassen und die bürgerlichen Parteien als deren Sachwalter zu zeigen. Der Mittelpunkt seiner parlamentarischen Arbeit und ihre tragende Kraft blieb ihm die Aufgabe, die sozialistische Ordnung im Bewußtsein der Massen vorzubereiten und mithin immer wieder auf die unüberbrückbaren Klassengegensätze hinzuweisen, die als unwiderstehliche geschichtliche Triebmächte hinter den vielfach verschlungenen und verknoteten Wirrungen des politischen Tages liegen. Mehr als ein kernhafter Satz aus seinen Reichstagsreden wird in der Folge weckendes und werbendes Leben behalten, solange die Sozialdemokratie als die Partei der Habenichtse kämpfen muß. Singers genaue Kenntnis des Reichs-

etats war unbestritten wie seine Meisterschaft in der Beherrschung der Geschäftsordnung. Die Geschäftsordnung war ihm ein Bedeutsameres als ein Gemenge bürokratisch-schulmeisterlich-polizeilicher Vorschriften: ein vorzügliches parlamentarisches Kampfmittel, dessen er sich mit ebenso erfrischend rücksichtsloser Energie als kluger Geschicklichkeit bediente. Viele der Geschäftsordnungsdebatten, in denen unser Genosse sich mit den Gegnern schlug, haben deren Klassenfeindschaft und Klassenhaß gegen das Proletariat so wirksam demaskiert wie eine lange Rede. Ein unvergängliches Ruhmesblatt in der Geschichte seines parlamentarischen Wirkens und der Sozialdemokratie bleibt seine großzügige Geschäftsordnungskampagne im Kampfe gegen den Hungertarif 1902^[47], eine Kampagne, die schließlich in den Schlachten um die Geschäftsordnung selbst ihren Höhepunkt erreichte und durch die feige Verräterei der Freisinnigen mit der Zertrümmerung des parlamentarischen Rechts der Minderheit endete. Mit unvergleichlicher revolutionärer Energie, Brust an Brust mit den Todfeinden, hat damals unser Singer für das Brot und das Recht der Arbeiterklasse gerungen, und in den Augen des Volkes ist er als Held und Sieger aus dem Plenum gegangen, als ihn die „Strafe“ des Ausschlusses von der Sitzung erteilte.

Ein Mann und ein Kämpfer wie Paul Singer, dessen ganzes Wesen auf klare, feste Einheitlichkeit und Geschlossenheit gestellt war, mußte naturgemäß an den inneren Entwicklungskrisen der Partei starken Anteil nehmen. Mit besorgtem Ernst, aber ohne aufgeregte Ängstlichkeit verfolgte er die geschichtlich bedingten Meinungen, die von rechts oder links her an den Grundsätzen der Sozialdemokratie und ihrer darin fest verankerten Taktik rüttelten. Diese Grundsätze und diese Taktik waren nach seiner Überzeugung so unzweideutig und ehern in der Wirklichkeit des geschichtlichen Vorgehens und Werdens begründet, daß sie sich immer aufs neue triumphie-

rend durchsetzen mußten, daß sie der gesunde Klasseninstinkt des Proletariats niemals auf die Dauer und bei großen Entscheidungen preisgeben konnte. So kam es, daß – von dem Parteitag zu Magdeburg abgesehen, dem ihn Krankheit fernhielt – Paul Singer stets dabei war, wenn für die Sozialdemokratie die Notwendigkeit auftauchte, in strenger Selbstkritik Selbstverständigung über prinzipielle und taktische Probleme zu suchen. Die ganze Eigenart unseres Freundes schloß es dann aus, daß er einer der lautesten Rufer im Streit, ein Kämpfer mit leidenschaftlich-dramatischer Gebärde war, dafür aber war sein Eingreifen in die Auseinandersetzungen durch eine markige Wucht gekennzeichnet, aus der Unerschütterlichkeit sprach. Mehr als einmal sind seine Anträge und Reden mit ausschlaggebend dafür gewesen, daß die Schale der Entscheidung sich auf die Seite des „Radikalismus“ geneigt hat. Der ganze aufrechte Mann und seine nicht wankende Glaubens-treue kam darin zum Ausdruck, wenn Paul Singer, die breit-schultrige Gestalt schwer auf die Hände gestützt, etwas vorn-übergeneigt, als gelte es, einem anstürmenden Gegner hart-näckigen Widerstand entgegenzusetzen, Worte prägte wie den bekannten Ausspruch gegen Bernsteins Revisionismus: „Unser Endziel darf nicht zu einem Familienerbstück werden, das wir in den Silberschrein stellen und nur an Feiertagen hervorholen.“ Jedes Ansinnen zur Kompromisselei mit der bür-gerlichen Gesellschaft wies er mit einem Stolz und einer Würde ab, in der das Bewußtsein von der Mission des kämp-fenden Proletariats und seiner weltgeschichtlichen Bedeutung lebte. Für das „Entgegenkommen“ seitens der bürgerlichen Welt hatte er das verächtliche Achselzucken des Mannes, der weiß, was diese Welt wert ist, und nie mit Bedientenhaftigkeit zu ihr emporgeschießt hat. Singer würdigte gewiß die Einheit und Geschlossenheit der Partei, die in großem Maße auch die Frucht seiner Lebensarbeit war, als ein kostbares Gut, das im

Interesse der proletarischen Machtentfaltung nicht angetastet werden dürfe. Allein nicht minder wertvoll dünkte ihm das Festhalten an den Grundsätzen des revolutionären proletarischen Klassenkampfes, dessen Polarstern die Eroberung der politischen Macht zum Zwecke der sozialen Revolution bleibt. Die Auflösung der festgezimmerten inneren grundsätzlichen Einheit der Partei durch opportunistische Gedankengänge war ihm gleichbedeutend mit dem Anfang zum Ende: der Zersetzung auch des äußeren organisatorischen Gefüges der Sozialdemokratie. Mit Stolz trat er als Standartenträger des „Radikalismus“ vor die Öffentlichkeit. Unbeschadet seiner prinzipiellen Unbeugsamkeit, ja, gerade dank ihrer, zog er jederzeit aus gewandelten Umständen die richtigen praktischen Konsequenzen. Ein schönes Zeugnis dafür ist das Wort, das er auf dem letzten preußischen Parteitag an die Mitteilung von der einstimmigen Annahme der Resolution zum Wahlrechtskampfe knüpfte. Es muß im Zusammenhang mit dieser selbst erfaßt werden, die in ihrer entscheidenden Stelle erklärt:

„Die preußische Sozialdemokratie wird mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln einem solchen Wahlrecht die Bahn brechen, eingedenk der historischen Lehre, daß überlebte Staatseinrichtungen zusammenbrechen müssen, sobald eine entschlossene und opferbereite Volksmehrheit den Kampf gegen das Unrecht aufzunehmen bereit ist. Um einen solchen Wahlrechtssturm nicht nur in Preußen, sondern in ganz Deutschland zu entfesseln, beauftragt der Parteitag die preußische Parteileitung, ungesäumt alle Vorkehrungen zu treffen, die geeignet sind, den reaktionären Widerstand zu brechen.“¹

Diesen bedeutsamen Eidschwur unterstrich Singer durch den Satz: „Ich stelle fest, daß mit dieser Beschlußfassung der unverbrüchliche Wille der preußischen Sozialdemokratie ausgesprochen ist, im Sinne dieser Resolution nicht nur zu raten,

¹ „Vorwärts“ vom 5. Januar 1910. *Die Red.*

sondern auch zu taten.¹ Wir dürfen diese Worte als unseres Genossen Testament praktischer Politik betrachten, deren Vollstreckerin die Sozialdemokratie sein wird.

Singers hervorragende Begabung, als Vorsitzender auch die stürmischsten Verhandlungen zu leiten, ist auf fast allen deutschen Parteitagern wie auf den Kongressen der Internationale erprobt worden.

Sein echt demokratischer Sinn und sein starkes Gerechtigkeitsgefühl verleugneten sich auch in seiner Stellung zur Frauenfrage nicht, diesem Prüfstein vorurteilslosen geschichtlichen Denkens. Paul Singer war jederzeit ein zuverlässiger Kämpfer für die volle Gleichberechtigung der Frau in der Gesellschaft und in der Partei. Diese Gleichberechtigung war ihm ein Teil des großen historischen Rechtshandels der Menschheit, ein Teil, der nur durch den proletarischen Klassenkampf und den Triumph des Sozialismus zum vollen Austrag gebracht werden kann. In klarer Würdigung der grundsätzlichen und praktischen Bedeutung, die hierfür gerade der proletarischen Frauenbewegung zukommt, hat er dieser jederzeit die Wege geebnet. Wenn sie heute ihr eigenes Organ besitzt, so ist das in großem Umfang auch Singers Beistand zu verdanken. Wie viele andere Kapitel des Parteilebens noch könnten wir aufschlagen, die von seinem weitsichtigen Wirken melden!

Nicht die Gemeinsamkeit des Zieles und Weges allein läßt die Sozialistische Internationale zusammen mit dem deutschen Proletariat am Grabe dieses sich Aufopfernden trauern. Sie hat in ihm einen ihrer Begründer und Führer verloren. Unter großen äußeren und inneren Schwierigkeiten half Singer 1889, die neue Internationale zusammenzufügen. In den Stürmen, in denen es um die grundsätzliche Basis, die taktischen Straßen des einen revolutionären Weltproletariats ging, setzte er

¹ Ebenda. *Die Red.*

seine volle Kraft gegen die beiden innerlich verwandten Extreme ein: den revolutionär schillernden, unfruchtbaren Anarchismus und den praktisch irrlichterierenden, knochenweichen Opportunismus. Unzweideutig und ohne jedes Schwanken war so zum Beispiel seine Haltung in dem Meinungsstreit über den Ministerialismus, in dem so viele scharfe, glänzende Geister die Richtung verloren. International wie national widersetzte er sich mit der ganzen Macht seiner Überzeugung jedem Versuch einer Trennung zwischen dem weltgeschichtlichen Endziel des proletarischen Klassenkampfes, der sozialistischen Ordnung, und der praktischen Kleinarbeit des Werktags. Er erfaßte und wertete sie beide in ihrer organischen Verbindung, dank derer das stille, unscheinbare Alltagswirken dem leuchtenden Zukunftsideal reisisge und frohe Streiter stellt und dieses Zukunftsideal dem Alltagswirken fruchtbare Kraft, Richtung und Adel gibt.

Eine hochragende Charaktergestalt, steht Paul Singer in der Geschichte der deutschen Sozialdemokratie, der Internationale. Seines Wesens Eigenart machte ihn zu einem der Erbauer unseres stolzen Parteischiiffs, aber auch zu einem seiner richtungssichersten Steuermänner. Einem getreuen Eckart gleich hat er den Entwicklungsgang, den Triumphzug der sozialistischen Bewegung begleitet. Inmitten des kleinen Tagesgetriebes und des heftigsten Kampfgetümmels sind die Hände dieses Uneigennütigen rein geblieben wie seine Gesinnung. In seiner Persönlichkeit, seinem Wirken ist die große geschichtliche Tradition der Sozialdemokratie lebendig geblieben. Paul Singer ist die ideale Verkörperung des modernen demokratischen Gedankens, der mit dem Aufkommen der bürgerlichen Gesellschaft geboren, mit ihrer Entfaltung unter die Speere des klassenbewußten Proletariats flüchten muß, die Fleisch und Blut gewordene Tatsache, daß der höchstgerichtete Idealismus Bürgerlicher sich heute am fruchtbarsten

dann auslebt, wenn er sich mit der Konsequenz der Logik und dem Mute der Konsequenz zum sozialistischen Bekenntnis durchringt . . . Ein großer, einheitlicher Zug geht durch sein Wesen, und seines Lebens Werk ist festgefügt wie ein Block Granit. Wie oft werden wir diesen Einfachen und Großen vermessen, der zugleich ein Guter war! Doch nicht müßige Trauer ziemt den Freunden, ziemt den Trägern der Sache, der er sein Herzblut bis zum Letzten gegeben hat. Lassen wir stolz die Fahne wehen, die Paul Singer so oft der deutschen Sozialdemokratie im Kampfe vorausgetragen hat!

„Die Gleichheit“,

Zeitschrift für die Interessen der Arbeiterinnen,

Stuttgart, 13. Februar 1911.

Rüsten wir!

April 1911

Kampf auf Tod und Leben dem Kapitalismus als der Ordnung, die ihre Existenz und ihre Blüte aus der Abwürgung schöpferischer Kräfte saugt, das ist der Schwur, den das Proletariat der ganzen Welt am 1. Mai leistet. Darum tritt neben der Forderung einer wirksamen sozialen Reformgesetzgebung die Losung in den Vordergrund: Krieg dem Kriege! Vorwärts gegen Militarismus, Marinismus und Kolonialpolitik!

Was anders denn ist die soziale Reformgesetzgebung, ist insbesondere ein durchgreifender gesetzlicher Arbeiterschutz, dessen tragender Pfeiler der Achtstundentag sein muß, als das Eingeständnis, daß die ausbeutenden Klassen in ihrem blindwütigen Profitbegehren die Arbeitskraft bis zur Vernichtung auspressen? Fühllos stampfen sie alle Rücksicht darauf unter die Füße, daß die Ware Arbeitskraft sich von dem übrigen Warenpöbel unterscheidet, weil lebendiges Menschentum unlösbar an ihr hängt und mit ihr durch die Lohnsklaverei erniedrigt und zertreten wird. Die 9000 Toten und mehr als eine halbe Million Verwundeten, die durchschnittlich jahraus, jahrein auf dem Schlachtfeld der Arbeit fallen; die Hunderttausende, die Opfer der Schwindsucht und eines Heeres von Berufskrankheiten werden; die zahllosen Kinder, die als Nachkömmlinge ausgebeuteter Eltern

schon vor der Geburt verdammt sind zu sterben und zu verderben – sie künden es den Habenichtsen mit furchtbarer Eindringlichkeit, daß es Blut ist, ihr eigenes Blut, das den gleißenden Goldstrom des kapitalistischen Mehrwertes anschwellen macht und vorwärtstreibt. Und ist es denn das leibliche Leben allein, das der Proletarier für einen erbärmlichen Lohn in Sklaverei und Tod verkauft? Die Menge der seelischen Kräfte, die in der Tretmühle der kapitalistischen Plusmacherei zermalmt werden, denen die Gesellschaft des bürgerlichen Eigentums nährendes Erdreich, wärmende Sonne und erquickenden Tau vorenthält, spottet auch nur einer annähernden Schätzung. Sie sind so zahllos wie die Pflanzensamen, die in verschwenderischer Fülle entstehen, um zu verwehen und zu verwesen, ohne gekeimt, ohne Wurzeln und Blätter getrieben zu haben.

Das dreiköpfige Ungeheuer des Militarismus, Marinismus und der Kolonialpolitik, das aus dem Schoße der kapitalistischen Ordnung geboren worden ist, offenbart in anderer Gestalt die Vergeudung und Verwüstung fruchtbaren Lebens, die zu den hervorstechendsten Wesenszügen eben dieser Ordnung gehören.

Die kapitalistischen Länder starren in Waffen, die Völker, die in den Bannkreis der kapitalistischen Kultur gezogen worden sind, drohen unter der unaufhaltsam wachsenden Last der Rüstungen zusammenzubrechen. Das Deutsche Reich allein, das 1872 für Heer, Marine, Militärpensionen und Verzinsung seiner Schuld 347 Millionen Mark verausgabte, muß im laufenden Jahre 1453 Millionen Mark für diese Zwecke aufwenden. Nach dem österreichischen Professor Kobatsch verschlingen die Rüstungsausgaben aller Länder zusammen jährlich 10 Milliarden Mark, die der europäischen Staaten allein 7 Milliarden. Diese Summe – ein Märchen nach ihrer Höhe, ein Verbrechen nach ihrem Ursprung,

denn der Mund- und Kulturraub des Zoll- und Steuerwuchers an den Armen und Ärmsten bringt sie in der Hauptsache zusammen – erschöpft aber keineswegs die Vergeudung von Mitteln. Es müssen den 7 Milliarden hinzugefügt werden 6 Milliarden an Jahreszinsen für die Besitzenden, die dem Vater Staat in den einzelnen Ländern pumpen, damit er die in ihrem Interesse liegenden Rüstungen durchzuführen vermochte; ferner 5 Milliarden an Arbeitsausfall der aktiven Soldaten. Millionen junger Männer in der Blüte ihrer Kraft und Leistungstüchtigkeit sind ja der schaffenden, nährenden Arbeit entzogen, ihre Tage vergehen in den Kasernen und auf den Panzerkolossen der Kriegsflotte beim Drill, der den Geist lähmt, den Charakter bricht, kurz, den Menschen tötet, um uns das geschickte und gefügige lebendige Mordwerkzeug fremden befehlenden Willens übrigzulassen. In Deutschland allein sind es ihrer im Jahre rund 700000 – der erdrückenden Mehrzahl nach Proletarier –, die, statt den Reichtum der Gesellschaft zu mehren, unproduktiv von ihm zehren. Geniale Forscher und Erfinder zermartern ihr Hirn, um Kräfte zu entdecken, Waffen, Maschinen, Methoden zu erklügeln, die zu Land und zu Wasser, die aus den Lüften herab Menschen und was Menschenhand schuf im Nu und in Masse dahinmähren. Phantastische Unsummen von menschlichen und sachlichen Produktivkräften sind es, die der „bewaffnete Frieden“ der kapitalistischen Ordnung der materiellen und kulturellen Arbeit entfremdet, die er fesselt und vertut, während der Hunger und die Bildungssehnsucht von Millionen und aber Millionen vergeblich ihre Stimme erheben.

Dürfen wir jedoch in den Zeitläuften des triumphierenden Imperialismus, der ausbeutungs- und abenteuertollen Weltmachtspolitik der besitzenden Klassen, auch mit Recht von einem „bewaffneten Frieden“ sprechen? Welche Ströme

von Blut hat diese Politik nur seit der Jahrhundertwende vergossen und wieviel Hunderte, Tausende von Millionen schändlich verschwendet, um Mord, Zerstörung, Knechtschaft, Plünderung über den Erdball zu tragen? Kurz ehe das zwanzigste Jahrhundert anhebt, kommt es zum blutigen Ringen zwischen den Vereinigten Staaten und Spanien um Kuba; der Burenkrieg^[48] bricht aus, und die vergifteten Dum-Dumgeschosse, die mörderischen Konzentrationslager lassen den Glauben an die Freiheits- und Friedensliebe, an die Humanität des bibelfesten bürgerlichen Englands wie Spinnweben zerflattern. Rasch reiht sich der Hunnenfeldzug^[49] der Deutschen nach China an, dem Pfarrer Naumann^[50] als Verkünder evangelischen Christentums und demokratischer Gesinnung in der Pose des ästhetischen Übermenschen die Parole zuruft: „Pardon wird nicht gegeben!“ Lange ehe die Gebeine der Gefallenen vermodert sind, übergipfelt der Kampf zwischen Rußland und Japan mit seinen Greueln den völkermörderischen Schrecken der Vergangenheit. Dazwischen und bis in unsere Tage hinein bluttriefende Expeditionen in Kolonialländer – wie die der Deutschen gegen die Hereros^[51] –, um Eingeborenen den letzten Fetzen Land zu entreißen, die Reste ihres Viehbestandes zu rauben und sie als Besitzlose mit den skrupellosesten, barbarischsten Methoden den Interessen kapitalistischer Cliques zins- und tributpflichtig zu machen.

All das gibt in seiner Gesamtheit eine Ahnung von dem höllischen Zerstörungswerk eines Weltkriegs, der am Himmel der kapitalistischen Ordnung einer Gewitterwolke gleich steht, die nur vom Sturmwind der sozialen Revolution weggefegt werden kann. Die kapitalistische Ordnung vernichtet in ihrem alltäglichen Lauf binnen einer kurzen Spanne in raffiniert heuchlerischen Formen unendlich mehr Kulturwerte, Menschen und Dinge, als plündernde Wandalen

und Normannen, als die Europa überschwemmenden Hunnen, Tataren und Türken zusammen in hüllenloser Barbarei das getan haben.

In seinen Kinderjahren lechzte der Kapitalismus danach, alle sozialen Bindungen zu sprengen, die sich der Eingliederung ungezählter Scharen in die neue Produktionsweise widersetzen. In England genügte ihm nicht das Bauernlegen der feudalen Herren, um sein Ausbeutungs- und Ausdehnungsbedürfnis zu stillen. Er füllte seine Betriebe, indem er die Blutgesetze schuf, die Insassen der Armen- und Waisenhäuser als seine Lohnsklaven hinwegführte. Jeder nicht ihm Frondende – vom Kind bis zum Greis – erschien ihm als ein Verschwender, ein Räuber an jenem kapitalistischen Eigentum und Mehrwert, die die bürgerliche Wissenschaft ebenso dreist wie verlogen als „Nationalreichtum“ bezeichnet. Der reife Kapitalismus dagegen hat nicht genug an der industriellen Reservearmee – diesem Konzentrationslager ungenutzter Kräfte –, die feiern und hungern muß, weil ihre Verwendung den Ausbeutern in einem gegebenen Augenblick nicht profitreich erscheint und die dank ihres Elends den Kämpfen des frondenden Proletariats für bessere Arbeitsbedingungen entgegenwirkt. Durch das militaristische Geschwister läßt er Millionen der Leistungsfähigsten aus dem Getriebe seiner Wirtschaft reißen und zwingt die Ausgebeuteten, sie als unproduktive Verzehrter zu erhalten. An dem Eingangstor der kapitalistischen Entwicklung ertönt auch für die besitzenden Klassen, ja, besonders für sie, jene Predigt strengster Sparsamkeit als Stufe des Aufstiegs zu Reichtum und Ansehen, die heute nur noch die Zugabe zu den Hungerlöhnen der Enterbten zu sein pflegt. Auf der Höhe seiner Machtentfaltung übt der Kapitalismus in Gestalt der unproduktiven Rüstungsausgaben die tollhändlerischste Verschwendung, welche die Geschichte kennt. „Ist es auch

Wahnsinn, hat es doch Methode.“ Die Methode einer ausbeuterischen, knechtenden Gesellschaftsordnung, die unter dem Walten immanenter sprengender Kräfte in allen Fugen kracht und die von ihren Nutznießern um jeden Preis erhalten werden soll. In der Tat erklärt sich der militaristische Verschwendungskoller der kapitalistischen Welt heute nicht bloß durch die üppigen Profite, welche bestimmten kapitalistischen Klüngeln dank der Rüstungen, Kriege und Kolonialzüge in den Schoß fallen, durch die „gute und sichere Kapitalanlage“ – wie Freiherr von Stumm seinerzeit ausplauderte –, die im Zusammenhang mit dem Militarismus und Imperialismus wachsende staatliche Riesenanleihen darbieten, durch den Hinblick auf die „gezogenen Kanonen“ als dem letzten Mittel der Staatsräson gegen die „ungezogenen“ Massen des „inneren“ Feindes.

Die treibende Kraft dieser Umstände wird bei weitem übertroffen durch die zwingende Wucht einer anderen Tatsache. In dem gegenwärtigen Stadium ihrer Entwicklung vermag die kapitalistische Gesellschaft nicht mehr der riesigen Produktivkräfte Herr zu werden, die in ihrem Schoße herangewachsen sind. Das schöpferische Spiel dieser Kräfte kann nicht mehr dem kapitalistischen Mehrwert nutzbar gemacht werden, er muß vielmehr die soziale Ordnung sprengen, die ihn erzeugt und ihm Rechtskraft verleiht. Wie in den Krisen periodisch, so werden durch Militarismus, Marinismus und Kolonialpolitik ständig menschliche und sachliche Produktivkräfte außer Tätigkeit gesetzt, gelähmt, vernichtet, die die ausbeutenden und herrschenden Klassen nicht mehr zu bändigen vermögen. Rüstungswahnsinn und Imperialismus sind Beweise, daß die Produktionskräfte gegen die kapitalistische Produktionsweise, die bürgerliche Eigentumsform, rebellieren. Was den ausgebeuteten Massen als wahnwitziges, kulturmörderisches Vergeudungsfieber erscheint, ist vom

Standpunkt eben jener Klassen aus ein Mittel, die Lebensdauer der kapitalistischen Ordnung zu verlängern. Aus diesem Zusammenhang der Dinge heraus muß das glatt ablehnende Nein gewürdigt werden, welches der Kanzler des Deutschen Reiches am Vorabend der proletarischen Weltkundgebung für den Frieden dem Antrag der sozialdemokratischen Fraktion auf Einschränkung der Rüstungen entgegengesetzt hat. Es war der internationale Kapitalismus selbst, der durch den Mund des dürren Bürokraten geantwortet hat, und so ist denn auch dessen Erklärung in allen großen kapitalistischen Ländern von den ausschlaggebenden herrschenden Schichten mit jubelnder, verzückter Zustimmung begrüßt worden. Die kapitalistischen Staaten werden so wenig auf ihren Rüstungswahnsinn verzichten wie ein Lebenshungriger, dem vor dem Tode graust, etwa den Nagel selbst einschlägt, an dem sich aufzuhängen ein lachender Erbe ihn freundlich auffordert.

So scharft sich das revolutionäre Proletariat um den Maibaum des internationalen Sozialismus ohne Selbsttäuschung darüber, daß es in der bürgerlichen Gesellschaft der einzige entschlossene und machtvolle Kämpfer gegen Rüstungstollheit und Kriegsgreuel ist – gegen den Schrecken ohn' Ende und das Ende mit Schrecken. Seinem Kampfe gegen Militarismus, Marinismus und Kolonialpolitik erwächst neue Freudigkeit aus der Erkenntnis, daß das Rüstungs- und Kriegsieber, welches die kapitalistischen Staaten schüttelt, wie die Anhäufung des Kapitals in immer weniger Händen die weltgeschichtliche Stunde kündigt, in welcher der Kapitalismus durch den Sozialismus abgelöst werden muß, die Ordnung der Massenvernichtung bewirkenden Kräfte durch die Ordnung der freien Lebensentfaltung. Von dem Bewußtsein seiner Macht und der Brüderlichkeit der Ausgebeuteten aller Länder, der Gemeinsamkeit ihres Zieles und Kampfes durchdrungen, schickt sich das Proletariat allerwärts zur Maifeier an als zu einer

Generalprobe seiner Entschlossenheit, die breite Brust dem Rüstungs- und Eroberungswahnsinn der herrschenden Klassen entgegenzustemmen. Es schließt seine Reihen und prüft seine Waffen. Den Todfeind zur Abrüstung zwingen, taugt nur ein Mittel: das zielklare trotzige Rüsten zum unversöhnlichen Klassenkampf. Rüsten wir!

„Die Gleichheit“,
Zeitschrift für die Interessen der Arbeiterinnen,
Stuttgart, 24. April 1911.

Das Ergebnis des Jenaer Parteitags

September 1911

Wenn wir den Blick rückschauend über die Erscheinungen und Eindrücke dieses Jenaer Parteitags gleiten lassen, so wird uns eins verständlich: die widerspruchsvolle Beurteilung seiner Ergebnisse in der Presse – die sozialdemokratische davon nicht ausgenommen –, das außerordentlich weitgehende Auslegungs- und Hoffnungsspiel, das jene mit ihnen treiben, deren Sehnen auf eine „Mauserung“ der revolutionären Sozialdemokratie zu einer reformlerisch-demokratischen Schutztruppe des bürgerlichen Liberalismus gerichtet ist. Allerhand Zufälligkeiten und nebensächliches Um und Auf haben sich um die großen Richtlinien gerankt, die er für Arbeit und Kampf der Partei in der nächsten Zeit gezogen hat. Und wenn diese auch trotzdem unverkennbar und unverwischbar sind, so treten sie doch in der Folge nicht auf den ersten Blick gleich scharf hervor wie die charakteristischen Züge manches vorausgegangenen sozialdemokratischen Parteitags. So ist ein gewisser Spielraum für Deutungen und Prophezeiungen offengeblieben.

Wer jedoch das Auge nicht an dem bewegten, wechselnden Bild der Momenterscheinungen, an den Formen und persönlichen Zwischenspielen des sozialdemokratischen Kriegsrates haften läßt, für den unterliegt es keinem Zweifel, daß der Jenaer Parteitag die feste Entschlossenheit der großen Mehr-

heit der Sozialdemokratie bekundet hat, von der alten unerschütterten grundsätzlichen Auffassung der gesellschaftlichen Entwicklung geleitet, auf dem Wege der bisherigen Taktik weiterzumarschieren. Der Parteitag selbst ist auf diesem Wege wieder ein Stück vorwärtsgeschritten, indem seine Verhandlungen die wachsende Erkenntnis von der entscheidenden Bedeutung proletarischer Massenaktionen zum Ausdruck brachten.

Was denn war der Kern der Kritik, die an dem Verhalten des Parteivorstandes angesichts des Marokkohandels geübt wurde? Nichts anderes als die von weiten Parteikreisen erkannte Notwendigkeit, den frivol-täppischen Vorstoß des deutschen Imperialismus rasch durch eine geschlossene, imposante Massenbewegung zurückzuweisen, nichts anderes als die Unzufriedenheit darüber, daß dies nicht frühzeitig und einheitlich genug geschehen war. Und war es nicht abermals das steigende Drängen nach dem Aktivmachen, Aktivwerden breiter proletarischer Massen, das den Verhandlungen über die Maifeier ihr Gepräge gab? Die so widerspruchsreichen Verhandlungen und Beschlüsse darüber – über die Maßregeln zur Unterstützung der Opfer, an denen das Ausbeutertum seine Rache dafür nimmt, schon vor der bloß demonstrativen, friedlichen Tagesmeuterei der ausgeplünderten Klasse zu zittern –, sie haben ihren festen Angelpunkt in der Frage nach der Zweckdienlichkeit und den Bedingungen einer Massenmanifestation. Und so sind es gerade die eifrigsten Befürworter von Massenaktionen, welche die Maifeier aus der lähmenden Verquickung mit der Unterstützungsfrage lösen wollen, der Auffassung entsprechend, daß bei einem Massenaufgebot der Proletarier jeder einzelne im vollen Bewußtsein seiner Verantwortlichkeit handeln und die Konsequenzen seines Tuns als persönliches Opfer auf sich nehmen müsse. Nur in diesem Zusammenhang gefaßt, wird es verständlich, warum bei den verschiedenen Ent-

scheidungen, die Maifeier betreffend, zum Teil „rechte Hand, linke Hand, alles vertauscht“ schien und daß, nachdem mit geringer Mehrheit die Aufhebung des Nürnberger Beschlusses¹ abgelehnt worden war, mit erdrückender Majorität in namentlicher Abstimmung der Hamburger Antrag zur Annahme gelangte, der auf die Zuwiderhandlung gegen den nämlichen Beschluß den Ausschluß aus der Partei setzt.

Doch zurück zu unserem Ausgangspunkt! Eine Tatsache unterstreicht unsere Behauptung von dem fortschreitenden Verständnis für das unabweisbare Bedürfnis, den parlamentarischen Kampf der Sozialdemokratie unter bestimmten Umständen durch Massenaktionen außerhalb des Parlaments zu unterstützen. Die Teile der Parteitagsberatungen, wo es um das Aufgebot der Massen ging: Maifeier und Tätigkeitsbericht des Parteivorstandes, konzentrierten die höchste und leidenschaftlichste Aufmerksamkeit auf sich, entfesselten die ausgedehntesten und hitzigsten Debatten. Denn die Sozialdemokratie wäre nicht eine Partei von Kämpfern, welche die geschichtliche Stunde von auseinanderliegenden Wegen und unter verschiedenen Bedingungen zusammenführt, wenn sie ihre Marschroute und ihre Waffen nicht unter heißem Ringen um Erkenntnisse wählen müßte. Wir sind unsererseits überzeugt, daß auch ohne das weithin sichtbare Signal formaler Beschlüsse die Truppen der Partei mit sicherem Blicke das Hervorgehobene als eines der wertvollsten Ergebnisse des Jenaer Parteitags für die Orientierung ihrer Arbeit und ihres Kampfes festhalten. Die Zukunft wird uns darin recht geben, denn hinter der Erkenntnis der Menschen steht mit zwingender Gewalt die Logik der Dinge, die dem Proletariat seine geschichtlich gegebene Marschlinie und die ebenso historisch bedingten jeweiligen Kampfmittel vorschreibt.

Aber, so wendet man vielleicht ein, steht diese Beurteilung

¹ Siehe S. 452ff. des vorliegenden Bandes. *Die Red.*

nicht im schroffen Gegensatz zu Bebels Referat über die Marokkofrage und die Reichstagswahlen, zu den in Verbindung damit gefaßten Beschlüssen? Proletarische Massenaktionen sind Ausdruck des verschärften Klassengegensatzes zwischen Ausbeutern und Ausgebeuteten, sie stellen bei uns in Deutschland die Sozialdemokratie in schroffsten Gegensatz zu allen bürgerlichen Parteien. Ist die Sozialdemokratie aber nicht unter Bebels Führung in Jena von ihrer alten grundsätzlichen Auffassung und Taktik nach rechts abgerückt? Hören wir die bürgerliche Presse aller politischen Bekenntnisse! Sie jubiliert, daß der erste, der maßgebende Führer der Sozialdemokratie für das Deutsche Reich die Notwendigkeit zugegeben habe, auf friedlichem Wege Kolonialbesitz zu erwerben, daß er die Berechtigung anerkannt habe, die nationalen, wirtschaftlichen und politischen Interessen zu schützen. Sie sieht schon den Himmel voller Geigen einer gemauerten Sozialdemokratie hängen, die nicht länger grundsätzlich jede Kolonialpolitik ablehnt, sondern mit den „vernünftigen Liberalen“ zusammen eine „vernünftige“, „zahme“ Kolonialpolitik treibt. Diese bürgerliche Wertung von Bebels Referat ist nach ihrer Meinung noch durch den Parteitag selbst unzweideutig durch die Ablehnung der Zusätze zur Resolution in der Marokkosache^[62] bekräftigt worden.

Wir bedauern zwar, daß diese Zusätze nicht zur Annahme gelangt sind, weil damit jedes Drehen und Deuteln an der sozialdemokratischen Stellung zur Kolonialpolitik unmöglich gewesen wäre. Allein wir bestreiten nachdrücklich, daß dem Votum des Parteitags die Bedeutung innewohnt, die die bürgerliche Presse aus ihm herausdestilliert. Die Ablehnung des Amendements ist in der Hauptsache durch Zusammenreffen verschiedener äußerer, nebensächlicher Umstände verschuldet worden. Nicht zum mindesten dadurch, daß in der Folge die Zusätze zu spät eingebracht wurden und nicht ge-

druckt vorlagen. Übrigens sprach bei der Haltung vieler Delegierter die Abneigung gegen „lange“ Resolutionen mit und gegen die Bekräftigung dessen, was für einen Sozialdemokraten als selbstverständlich gilt. Wie wenig die erdrückende Mehrheit der Partei daran denkt, den grundsätzlichen Kampf gegen die kapitalistische Kolonialpolitik aufzugeben, bewies sinnenfällig die Behandlung des Antrags Hildenbrand-Maurenbrecher^[53]. Er wurde nicht einmal durch so viel Stimmen unterstützt, daß er zur Behandlung kommen konnte. Übrigens wird die Reife der kapitalistischen Gesellschaft selbst mit eiserner Faust die Bäume der wenigen sozialistischen Kolonialschwärmer knicken, lange ehe sie in den Himmel einer gewandelten Parteistellung wachsen. Sie bewirkt, daß die Kolonialpolitik der sogenannten Kulturstaaten unmöglich ist ohne Beraubung, Ausbeutung und Knechtung barbarischer und halbbarbarischer Völker, ohne blindwütenden Rüstungswahnsinn und die Gefahr des Weltkrieges, ohne stärkere Ausplünderung und Fesselung der werktätigen Massen im Heimatland. So wird der Traum von der „sozialistischen Kolonialpolitik“ ein Traum bleiben und nicht einmal ein schöner.

Was aber Bebels Ausführungen über die Reichstagswahlen und die Resolution dazu anbelangt, so vergesse man mehreres nicht. Wohl konzentrierte sich die Wucht des Angriffs zunächst auf das Zentrum als die Partei, die noch unaufgeklärte Arbeitermassen in ihrem Schlepptau führt, allein der Angriff erschöpfte sich nicht darin. Die nötige Abrechnung mit den Liberalen kam in den Debatten und bei Bebels Schlußwort zu ihrem Recht, und sie wird im Wahlkampf selbst gründlicher ausfallen, als den Herren der bürgerlichen Linken lieb ist. Die Stichwahlparole selbst aber besagt nichts Neues. Sie setzt nur fest, was auch bis jetzt schon im allgemeinen die Regel gewesen ist: die Liberalen als das kleinere Übel zu behandeln. Die Wählermassen werden außerdem nicht einmal verpflich-

tet, unter allen Umständen sich mit diesem „kleineren Übel“ zu trösten. Die sozialdemokratischen Stimmen sollen bei der Stichwahl nur den liberalen Kandidaten zugeführt werden, die sich auf bestimmte, allerdings sehr bescheidene Forderungen verpflichten. Statt die Bescheidenheit dieser Forderungen als Annäherung der Sozialdemokratie an den bürgerlichen Liberalismus zu preisen, stünde es den liberalen Blättern besser an, sie als das zu kennzeichnen, was sie in Wirklichkeit sind: ein Dokument von dem Verfall, der Verkommenheit des deutschen Bürgertums und seiner politischen Parteien.

Überdies und vor allem lasse man sich nicht durch Wortspielereien eine Tatsache fortgaukeln, an der alle bürgerlichen Illusionen gleich Seifenblasen zerplatzen. In seinen Referaten wie in seiner prächtigen Eröffnungsrede stürmte Genosse Bebel mit wahrhaft jugendlicher Frische und Leidenschaft auf ein Ziel zu. Es war der Nachweis, daß die Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft mit der Unabwendbarkeit eines Naturgeschehens einer Katastrophe entgeht, die zum Zusammenbruch der kapitalistischen Ordnung führen muß. Gerade in diesem Zusammenhang auch hat er den Imperialismus und seine Rückwirkung auf die Heimatpolitik gewertet. Trotz der Gefahr eines Weltkrieges keine Aussicht auf ein Abrüsten durch die bürgerliche Gesellschaft, nur ein Aufrüsten und in Verbindung damit Teuerungspreise als chronische Erscheinung – das waren die beiden Entwicklungsreihen der Dinge, die Bebel wiederholt besonders scharf und eindringlich hervorhob. Sie führen zur Massenaktion, wir mögen sie wollen oder nicht. Von dem Zusammenhang der einschlägigen Ausführungen löst sich mithin greifbar die Mahnung ab: Bereit sein ist alles! Sammeln, organisieren und schulen wir die Massen zum Kampfe gegen Hungersnot, Rüstungswahnsinn und Weltkrieg, zum Kampfe für die sozia-

listische Ordnung. Sorgen wir dafür, daß die Sozialdemokratie in den aufziehenden Gewittern und Katastrophen die geistige und politische Führung der Massen behält. Rüsten wir das Proletariat zum Gebrauch seiner Machtmittel, und geben wir seinem Aufgebot Richtung und Ziel.

Aus dem Ernst und der Verantwortlichkeit der Situation heraus muß das Drängen großer Parteikreise nach einer stärkeren politischen Initiative des Parteivorstandes gewürdigt werden, das in einer lebhaften Kritik an dem Parteivorstand zum Ausdruck kam, wie sie seit langem nicht auf sozialdemokratischen Parteitag gehört wurde. Der künstlich konstruierte „Fall Luxemburg“⁵⁴⁾ konnte die sachliche Berechtigung dieser Kritik nicht verdunkeln. Sie fand ihre offizielle Anerkennung in der Vermehrung des Parteivorstandes um zwei Sekretäre und in der Einsetzung einer Kommission, welche die Reorganisation des Parteivorstandes und der Kontrollkommission vorbereiten soll. Daß die kraftvollere politische Betätigung der Parteileitung die Sozialdemokratie nicht nach rechts hin abschwanken lassen soll, das bezeugt die Wahl des Genossen, der an des sturmerprobten Singers Stelle mit dem Vorsitz im Parteivorstand betraut worden ist. Dieser Sinn der Wahl des Genossen Haase ist von dem revisionistischen Flügel der Partei selbst recht auffällig durch die Reden unterstrichen worden, in welchen die Genossen Legien und Ulrich die Wahl des Genossen Ebert empfohlen, ist unterstrichen worden durch die Aufrechterhaltung dieser Kandidatur trotz der ausdrücklichen Verwahrung des Genossen Ebert selbst dagegen.

Aller oft heftigen Auseinandersetzungen ungeachtet, hat der Jenaer Parteitag zahlreiche und sehr wertvolle Beschlüsse und Anregungen für die weitere Entwicklung und Betätigung der Sozialdemokratie gezeitigt. Zur rastlosen und wohl vorbereiteten Agitation unter den Frauen des werktätigen Volkes

sollen hauptsächlich in nächster Zeit die wucherische Verteuerung des Lebensunterhaltes und die unberücksichtigten, dringenden Forderungen nach durchgreifendem Mutter- und Säuglingsschutz ausgenutzt werden. Die Jugendbewegung ist kräftig zu fördern; die Ausgestaltung der Parteisekretariate – wo es not tut auch durch Anstellung von Genossinnen – ist angeregt worden, ebenso eine energische Agitation unter dem ländlichen Proletariat und vieles andere noch. Es fehlte zu den verschiedensten Forderungen nicht an Reden von zündender, agitatorischer Wirkung und von großem sachlichem Werte. Sie werden ihren Einfluß auf die Erweckung und Schulung der Massen nicht verfehlen. Es sei in dieser Beziehung besonders auf die Reden der Genossin Zietz über Fürsorge für Mutter und Kind und die unseres Genossen Schulz über die Jugendbewegung verwiesen. Die Genossinnen haben in größerer Zahl als je zuvor in die Debatten eingegriffen, und das mit einem Verständnis und einer Gewandtheit, die ihre fortschreitende Schulung bekunden. Sie werden nicht in den letzten Reihen stehen, wenn die Sozialdemokratie darangeht, die sachlich reichen Ergebnisse des Parteitags zu Jena aus der Theorie in die Praxis umzusetzen. Arbeiten wir, rüsten wir! Der Zeiger an der Uhr der Geschichte mahnt uns: Vorwärts!

„Die Gleichheit“,

Zeitschrift für die Interessen der Arbeiterinnen,

Stuttgart, 25. September 1911.

Revolution in China

November 1911

Noch ehe sich die den Weltfrieden bedrohenden Gewitterwolken verzogen haben, die die kapitalistische Weltmachtpolitik in Gestalt des Marokkohandels und seiner Folgeerscheinung, des Türkisch-Italienischen Krieges um Tripolis, zusammengeballt hat, sind im äußersten Osten Dinge in Fluß gekommen, die Entwicklungen von der größten Tragweite in ihrem Schoße bergen. In China züngeln die Flammen einer Revolution am alten Bau der sozialen und politischen Ordnung empor. China und Revolution! Sind das nicht unvereinbare Gegensätze? Ist nicht „das Reich der himmlischen Mitte“ nach den landläufigen Ansichten der Inbegriff des Festhaltens an gesellschaftlichen Zuständen, die schon vor vielen Jahrtausenden geworden sind, der Inbegriff einer Erstarrung und Versteinerung des geschichtlichen Lebens? So mag es, aus der Ferne und an der Oberfläche betrachtet, scheinen, aber so kann es nicht sein. Eine Revolution von der Kraft und dem Umfang derjenigen, von der uns jetzt die Zeitungen und Depeschen melden, kann nicht, der Pallas Athene gleich, gerüstet aus dem Haupte eines Jupiter hervorgetreten sein. Sie muß eine gewisse Zeit der Entwicklung hinter sich haben, und die lebenswarme Wirklichkeit sozialer und politischer Verhältnisse muß ihr einen Nährboden bereiten, aus dem sie ihre Stärke saugt.

Wir wissen wenig genug von dem Riesenreich, das an Größe das gesamte Europa – Rußland ohne sein asiatisches Herrschaftsgebiet inbegriffen – übertrifft, dessen achtzehn innere Provinzen allein – die das eigentliche China bilden – von 320 bis 440 Millionen Menschen bevölkert sein sollen. Aber nach dem, was gewissenhafte Forschung festgestellt hat, dürfen wir wohl annehmen, daß auch in China die Erzeugung des Lebensbedarfs für die Gesamtheit langsam, außerordentlich langsam, aber trotzdem unaufhaltsam über die uralte bäuerliche Wirtschaft und das kleine Handwerk neben ihr hinaustreibt und daß sich wandelnde wirtschaftliche Dinge wiederholt schon zu Erschütterungen der bestehenden politischen Ordnung geführt haben, die ihrerseits der Ausdruck eben jener Produktionsweise ist. Wäre dem anders, so hätte der gewaltige Aufstand der Taiping^[55], der 1851 losbrach, nicht seinen Umfang erreichen und seine entscheidenden Siege feiern können, so hätte er vor allem nicht so langen und kräftigen Atem gehabt, daß die Regierung erst 1865 die Rebellen endgültig niederzuwerfen vermochte. Wobei obendrein nicht zu vergessen ist, daß der politische und religiöse Gehalt dieses Aufstandes von Anfang an einen stark kommunistischen Einschlag hatte. Die vorhandenen sehr großen geschichtlichen Unterschiede vorausgesetzt, erinnert er in dieser Beziehung an die sozialrevolutionär-religiösen Bewegungen im feudalen, mittelalterlichen Europa.

Unzweifelhaft ist ferner das eine: Das Eindringen und Vordringen des Kapitalismus in China hat die Einflüsse vermehrt und entwickelt, die an der Zersetzung der alten Zustände arbeiten. Aus aller Herren Länder muß aber nach und nach der Kapitalismus kommen, um sich in dem „Reich der Mitte“ einzunisten. Wo immer er Bürgerrecht erworben hat: ruhelos treiben ihn sein nimmerrastendes Ausdehnungsbedürfnis, sein unstillbarer Profitdurst über die Erde. Und die müssen

ihn überall sein Augenmerk um so mehr auf China richten lassen, als mit dem Vormarsch Rußlands und Englands in Asien, der Eroberung Tonkings durch Frankreich, der Entwicklung der Vereinigten Staaten Nordamerikas zu einem Industrieland, der Einbeziehung Japans in den Strom der kapitalistischen Kultur das weltwirtschaftliche und weltpolitische Leben über den Kreis der Länder rings um den Atlantischen Ozean hinauszuwachsen und die des Stillen Ozeans zu ergreifen begann.

Wie zu allen Zeiten und in allen Ländern einer anderen, rückständigeren Kultur, so hat sich der Kapitalismus auch in China unter Blutvergießen, unter Scheußlichkeiten aller Art festzusetzen versucht. Großbritannien, das Land der zahlungsfähigen Moral und Bibelfestigkeit, hat 1840 das Reich der „heidnischen Barbaren“ mit einem blutigen Kriege überzogen, um ihm die unbehinderte Einfuhr des Opiums aufzuzwingen. Das Laster des Opiumrauchens vergiftet zwar die Bevölkerung, bringt aber den lächelnden Händlern Millionen ein. Auch Frankreich, Rußland und die Vereinigten Staaten haben Kriegszüge unternommen, um ihrem Handel chinesische Häfen und Märkte zu öffnen. Das Trachten nach der Erschließung Chinas für die „Segnungen“ des Kapitalismus hat namentlich in den letzten Jahrzehnten neue und kräftige Antriebe erhalten durch die Umwandlung Japans aus einem feudalen in einen modernen kapitalistischen Staat und durch seinen Sieg über das Land der älteren, unbeweglicheren Kultur. Der Frieden von Schimonoseki^[56] zwischen China und Japan trug in den Falten seiner weißen Toga bereits die Situation, die zu den berühmten „Pachtungen“ chinesischer Besitzteile – der Halbinsel Kiautschau durch die Deutschen, der Insel Weehaiwee durch die Engländer usw. –, zu den Boxeraufständen^[57] gegen die „fremden Teufel“ und endlich zu dem internationalen Hunnenfeldzug wider das Reich des

Mandarinentums führte. Die kapitalistisch entwickelten Länder haben viele Hunderte von Millionen aufgewendet, haben die Gesundheit und das Leben Tausender ihrer Söhne geopfert, um dem Handel und Wandel ihrer besitzenden Klassen Einzugs- und Bewegungsfreiheit in China zu erobern, das heißt Profit- und Ausbeutungsgelegenheit.

In steigendem Maße ist ihnen das gelungen. Es wurde seinerzeit als ein großer Erfolg des „Opiumkrieges“ gepriesen, daß er dem Weltverkehr fünf chinesische Hafenorte geöffnet hatte. 1909 gingen europäische und nordamerikanische Schiffe in 38 See- und Flußhäfen ein und aus. Von diesen Stützpunkten aus umspannt das Netz kapitalistischer Einflüsse immer engmaschiger und immer weitreichender das Land. Der aufblühende auswärtige Handel bekundet, daß Chinas Wirtschaftsleben in steigendem Maße mit dem der kapitalistischen Staaten verknüpft wird. 1890 betrug die Einfuhr in China – den Gesamthandel genommen – über 681 Millionen Mark, die Ausfuhr wenig unter 470 Millionen Mark; für 1909 war die Einfuhr auf etwas über 1122 Millionen Mark gestiegen, die Ausfuhr auf mehr als 799 Millionen Mark. 1908 führte das Land fast für 182 Millionen Mark Seide aus und warf bereits nahezu für 29 Millionen Mark Baumwolle auf den Weltmarkt. Der Anbau von Mohn – aus dem bekanntlich das Opium gewonnen wird – ist stark zurückgegangen, denn das verderbliche Laster des Opiumrauchens ist im Verschwinden begriffen, dagegen ist die Kultur von Tee und Baumwolle beträchtlich gestiegen. Besonders bedeutsam und charakteristisch für die sich vollziehende Entwicklung ist aber der Bau von Eisenbahnen. Noch 1890 gab es deren in China erst 200 Kilometer, 1909 aber schon 8500 Kilometer. Gewiß ist auch diese Ausdehnung der Eisenbahnen noch zwerghaft, gemessen an den Dimensionen des Riesenreiches. Aber immerhin ist der Fortschritt bemerkenswert, wie auch die Umstände es sind,

unter denen er vor sich geht. Bau und Verwaltung der ersten Eisenbahn waren ausschließlich das Werk ausländischer Techniker, heute ruht die Verwaltung größtenteils in den Händen von Chinesen, und chinesische Techniker sind es mehr und mehr, die den Bau der neuen Bahnen leiten. Die Eisenbahnen tragen aber nicht nur die ausländischen Waren und die Fremden durchs Land. Ihr Bau und ihre Funktionen mit dem Drum und Dran greifen revolutionierend in die wirtschaftlichen Existenzbedingungen der Kleinbauern, Kleinhandwerker und vor allem der großen Masse der Tagelöhner – Kulis – ein, die als Lastträger und menschliche Zugtiere bei Waren- und Menschenverkehr die armselige Handvoll Reis verdienen, mit der sie ihr Dasein fristen. Aber auch die Lebensgewohnheiten, die Anschauungen, die Denkweise werden umgewälzt, wo das Dampfroß keuchend über das Land dahinsaut, und das gerade bei einem Volk, dessen Wirtschaft, Gefühle und Gedanken, dessen Kultur usw. so fest mit dem Boden verwachsen sind wie bei den Chinesen.

Zu den Strömungen, die von innen heraus an der alten Ordnung der Dinge in China rütteln, gesellten sich starke zersetzende Zustände und Einflüsse, die der Kapitalismus von außen her in das gewaltige Reich trägt. Es liegt auf der Hand, daß die revolutionierenden Mächte der einen und anderen Herkunft je nach den Umständen sich gegenseitig fördern und verstärken oder aber auch hart zusammenprallen, sich durchkreuzen und aufheben, und das alles in der eigenartigen Umwelt, welche die bodenständige chinesische Kultur geschaffen und mit tausend „großen Mauern“ gegen grundlegende Veränderungen verbarrikadiert hat. Was Wunder da, daß der kapitalistische Raubzug nur langsam sich seinem Ziele nähert; daß wir von Zeit zu Zeit von Aufständen und Revolten von verschiedenem und nicht klar zu bestimmendem Charakter erfahren; von Kämpfen um die Macht in der Verwaltung und

Regierung zwischen „Neueren“ und den Siegelbewahrern des Alten und Herkömmlichen; von gewalttätigen, blutigen Ausbrüchen grimmen Hasses gegen die Ausländer? Allein, es begreift sich auch, daß weittragende Reformbewegungen in Erscheinung getreten sind und sich durchsetzen. Trotz des erbitterten Widerstandes der regierenden Mandshu-Dynastie und des größten Teils der verwaltenden Beamtschaft der Mandarine ist das Schulwesen in der Richtung auf den obligatorischen Volksschulunterricht ausgebaut worden; der höhere Unterricht wurde durch die Einführung der Naturwissenschaften in den Lehrplan modernisiert, die Beamtenprüfung desgleichen; das Heerwesen erfuhr eine Umgestaltung nach europäischem Muster; Verbote wendeten sich gegen die künstliche Fußverkrüppelung der Mädchen usw. Die Regierung mußte ihren Segen zu der Errichtung von Provinzialparlamenten geben und ein Reichsparlament gutheißen, das erst 1917 eröffnet werden sollte, auf Drängen des Volkes aber dann 1913 eröffnet werden soll.

Den breitesten Massen des chinesischen Volkes hat die vorwärtsdrängende Entwicklung zu den schlimmen Plagen der mittelalterlichen Barbarei noch die drückende Last des einbrechenden räuberischen internationalen Kapitalismus aufgeladen, der weder Betrug noch Gewalt scheut, um sich die Taschen zu füllen. Wollen sie sich nicht zu bloßem Dünger für diesen internationalen Kapitalismus zerstampfen lassen, so müssen sie der Entwicklung der Produktivkräfte in China selbst freie Bahn erkämpfen. So steinebesät und qualvoll diese Bahn ist, führt sie doch zu der gesteigerten Produktivität der Arbeit, die Grundlage für die einstige Befreiung der Massen vom Joche der Ausbeutung ist, für das gleiche Recht aller auf den materiellen und kulturellen Reichtum der Gesamtheit.

So schwelen in China unstreitig schon länger unter der Asche die Gluten revolutionärer Unzufriedenheit mit den

sozialen und politischen Verhältnissen. Dem Anschein nach sind sie zu hell lodernden Flammen angeblasen worden durch die zähe Gegnerschaft der regierenden Mandshu-Dynastie zu durchgreifenden Reformen, durch den tiefen nationalen Gegensatz, in dem sich die eigentlichen Chinesen zu dieser Dynastie und der kleinen herrschenden Kaste ihrer Stammesverwandten fühlen. Denn die herrschenden Mandshu sind eine tungusische Völkerschaft, die den Chinesen wohl geistig und kulturell nachsteht, jedoch kraft kriegerischer Überlegenheit 1644 die Herrschaft über das Land an sich riß, seither die wichtigsten Posten im Heere wie in der Verwaltung in Händen hält und der Hort aller Reaktion ist. Der Mittelpunkt der Revolution sind die drei großen Handelsstädte Hankou, Wutschang und Hanjang, die, auf beiden Ufern des Jangtsekiang gelegen, zusammen 1½ Millionen Einwohner zählen. Nicht bloß große und reiche Städte flußauf und flußab und Provinzen im Westen des Reiches haben sich ihr angeschlossen, sondern im Süden auch Kanton, die bedeutendste Hafenstadt des ganzen Reiches. Die Regierung hat dem Führer des gemäßigten Liberalismus, Jüan Sch'-kai, den Oberbefehl über das Heer zur Bekämpfung der Revolutionäre angeboten. Sie hat in Peking das Vorparlament, die Nationalversammlung, zusammenberufen und andere Reformen noch verheißen. Jüan Sch'-kai hat aber die ihm zugedachte Ehre und Verantwortlichkeit mit dem für die chinesische Geistesart bezeichnenden Vorwand abgelehnt: Sein krankes Bein sei noch nicht heil genug, um den Posten zu übernehmen. Diese Umstände lassen auf die Kraft, die Bedeutung der Revolution schließen.

Für das Proletariat aller Länder alter kapitalistischer Entwicklung sind die Vorgänge am Stillen Ozean von der größten Tragweite. In Europa und den Vereinigten Staaten, ja auch in Japan liegen die ausbeutenden Klassen seit langem schon

auf der Lauer, um sich, Verhungerten gleich, auf China zu stürzen. Und die Regierungen der Staaten sind die gehorsamen Diener dieser Klassen. Gewalttaten gegen Ausländer – die trotz des Willens der Revolutionäre in dem besonderen Milieu und unter den Umständen der Erhebung nur zu leicht möglich sind – können rasch einen bequemen Vorwand zu militärischem Einschreiten der „zivilisierten“ Mächte bieten. Wie der Dieb in der Nacht sind vielleicht Situationen da, in denen sich ohne die Zustimmung der Völker der angebliche „Schutz von Leben und Eigentum“ der Ausländer in China zum imperialistischen Eroberungszug auswächst. Und so werden es dann die werktätigen Massen sein, die mit Gut und Blut dafür zahlen müssen, daß der Kapitalismus ihres Heimatlandes mit blutbesudelter Faust und tückischer List neue Herrschaftsgebiete an sich reißt, neue Völkerschaften ihres Eigentums und ihres Vaterlandes beraubt und seinen Ausbeutungsbedürfnissen dienstbar macht.

Doch von diesen naheliegenden Möglichkeiten abgesehen, eröffnet die Revolution in China dem geschichtlichen Lauf der Dinge die weitesten Perspektiven. Welches immer ihr unmittelbarer Ausgang sein mag, so wird sie in ihren Wirkungen die kapitalistische Entwicklung Chinas beschleunigen und vorwärtstreiben. Die „Blume der Mitte“ bietet aber für diese Entwicklung günstige Vorbedingungen: reiche Lager an Eisenerz und vorzüglicher Steinkohle; die klimatischen Vorbedingungen für das Gedeihen der Baumwolle; ein ausgedehntes und gepflegtes Netz von natürlichen und künstlichen Wasserwegen; eine wohlorganisierte, intelligente und geschulte Kaufmannschaft; eine lernbegierige Jugend; ein schier unerschöpfliches Reservoir billiger, bedürfnisloser und zäh aushaltender Arbeitskräfte usw.

Die noch schlummernden Produktivkräfte des großen Reiches können aber nicht zu kapitalistischem Leben erweckt

werden, ohne daß sie von Anbeginn an dessen Internationalität teilnehmen. Die „Goldene Internationale“ des ausbeutenden Kapitals jauchzt bei dem Ausblick auf das sich erschließende neue und gewaltige Erntefeld. Die junge chinesische Industrie wird lange Zeit den Marktbedarf im Vaterland nicht zu decken vermögen. Die ausländischen Industriellen und Kaufleute können daher ihre Hände in Gold waschen. Kapitalien, die in der Heimat nicht mehr fette Profite abwerfen, werden in China eine reich zinsende Anlage suchen, Produktionsmittel aller Art dort reißenden Absatz finden und Spekulanten eine Treibhausluft für ihre Gründung. Die verelendende chinesische Bauernschaft aber kann Unternehmern und Streikbrecheragenten Scharen billiger und williger Arbeitskräfte stellen.

Jedoch dem Jubelfest des kapitalistischen Triumphes folgt wie die Nacht dem Tage Heulen und Zähneklappern. Es kommt die Zeit – kein Bitten und Beten vermag sie in Zukunft zu bannen –, wo auch der Markt in China nicht mehr die Waren zu schlucken imstande ist, welche das Profitbedürfnis der ausbeutenden Klassen auf ihn schleudert. Was dann? Die soziale Revolution allein kann durch die Aufhebung der kapitalistischen Produktion und ihrer Voraussetzung: des Privateigentums an den Produktionsmitteln, kann durch die Aufrichtung der sozialistischen Ordnung die Antwort auf diese schicksalsschwere Frage geben. Denn die aufgezeigte Entwicklung hat sich nicht vollziehen können, ohne daß sie tiefurchende Rückwirkungen auf alle Länder alter kapitalistischer Gütererzeugung ausgeübt hat.

Ihre fruchtbarste Folge aber wird die Zuspitzung aller wirtschaftlichen, aller sozialen Gegensätze sein, welche die bürgerliche Ordnung in sich schließt und deren Rebellion diese Ordnung sprengen muß. Vergessen wir nicht, daß Afrika für die Entfaltung der kapitalistischen Produktion keine entscheidende Rolle zu spielen vermag, daß China das letzte große Reich ist,

wo diese emporblühen und sich ausleben kann. Mit der Unterjochung Chinas muß sie ihren Kreislauf über den Erdball beschließen. Die revolutionären Vorgänge in China übertreffen an Wichtigkeit bei weitem alles, was sich in und um Marokko und Tripolis abspielt. Sie sind Wetterzeichen, daß der internationale Kapitalismus in die letzte sturmbewegte Phase seiner Existenz eingetreten ist. Nicht die Rassenfrage, die soziale Frage ist es, die aus ihnen lösungheischend ihr Haupt erhebt.

„Die Gleichheit“,

Zeitschrift für die Interessen der Arbeiterinnen,

Stuttgart, 1. November 1911.

Gegen den Feind

Dezember 1911

Wo ist die Frau des Arbeiters, des kleinen Mannes, die heute nicht schwer unter der Verteuerung des Lebensbedarfs litte, die nicht unter wachsenden Sorgen und Entbehrungen wirtschaftete? Der Widersinn der kapitalistischen Ordnung ist es, der die mögliche Billigkeit der Lebenshaltung in Teuerung verwandelt, und die besitzenden Klassen Deutschlands steigern diese Teuerung noch unerträglich, indem sie zusammen mit ihrer wirtschaftlichen auch ihre politische Macht zur Ausplünderung der Massen mißbrauchen. Sie haben die Hand auf der Klinke der Gesetzgebung, Regierungen und bürgerliche Parteien sind gehorsame Diener ihrer Interessen. So ist jenes „bewährte Wirtschaftssystem“ des Deutschen Reiches geschaffen worden, das durch Zölle und indirekte Steuern dem Volke den Lebensbedarf jährlich gegen vier Milliarden verteuert und auch den Bissen trockenen Brotes nicht schont, ja, gerade von ihm recht reichlich nimmt.

Die große Hälfte dieser Riesensumme wandert in die bodenlosen Taschen der großen Landwirte, Fabrikanten, Händler und Spekulanten, der Rest geht in die Kassen des Reiches und enthebt die Mark- und Talermillionäre der Notwendigkeit, nach ihren Vermögen und Einkünften zur Kostendeckung des Reichshaushaltes beizutragen. Nicht der Überfluß der Reichen und Sehrreichen ist es also, der in diesen

Kassen zusammenströmt, es sind vielmehr in der Hauptsache die aufgespeicherten Entbehrungen der Armen und Ärmsten. Diese Tatsache verpflichtet die Frauen der breiten, frondenden Klassen zu der Frage: Wozu verwendet das Deutsche Reich die Tausende und aber Tausende von Millionen, um die es uns Brot, Mehl, Fleisch, Speck, Kaffee, Petroleum, Salz, Zündhölzchen, kurz, alles und jedes verteuert? Die Frage ist um so dringender, als die Mütter einen langen Wunschzettel von Aufgaben haben, die in ihrem Interesse, im Interesse ihrer Lieben vom Reiche sofort gelöst werden müßten. Greifen wir nur zwei davon heraus.

Für Millionen von Familien und einsam dastehenden Arbeiterinnen ist die Wohnungsfrage eine Quelle schmerzlicher Sorgen und Leiden. Ungezählte Kinder siechen jämmerlich dahin, weil sie in dumpfigen, sonnenlosen Hofstuben aufwachsen, in einem engen Heime, das gleichzeitig Wohnraum, Schlafzimmer, Küche und Arbeitsstätte ist. Aus solchen Wohnungshöhlen flüchtet die Behaglichkeit, und auch der tüchtigsten Hausfrau ist es unendlich schwer, ja unmöglich, hier Sauberkeit und Ordnung aufrechtzuerhalten. Und wieviel geistige Kraft, wieviel sittliche Gesundheit geht an dem Wohnungselend, insbesondere an dem Schlafstellenwesen zugrunde! Fragt danach an all den Stätten, wo die Not oder die bürgerliche Justiz und Polizei Opfer der heutigen Ordnung zusammenkehrt! Eine der wichtigsten, verdienstlichsten Aufgaben des Reiches wäre eine großzügige Wohnungsreform, die ein wirkliches Heim den breiten Massen bereitet, die mit ihrer Arbeit den Reichen Villen und Schlösser bauen und schmücken. Wie würde ein solches Heim die Lebensfreude und Schaffenskraft der Hausmütter erhöhen, wie günstig auf die Familie zurückwirken. Zur Lösung dieser Aufgabe hat das Reich jedoch keine Mittel. Die paar Millionen, die es bis jetzt dafür verausgabt hat, sind Lumperei, gemessen an dem furchtbaren Elend,

das es zu lindern gilt, sind weniger fast als der bekannte Tropfen, der auf den glühenden Stein niederfällt und verdunstet, kaum, daß er ihn berührt.

Gibt es des weiteren eine edlere Verpflichtung für das Reich als jene, den Sehnsuchtschrei der Millionen nach der Entfaltung ihrer geistigen und sittlichen Gaben durch umfassende Maßnahmen zur Volksbildung zu stillen? Niemand wagt heute zu bestreiten, daß der größte, der fruchtbarste Reichtum einer Nation in den gesund erblühten Kräften ihrer Glieder besteht. Volksbildung, die den einzelnen wissend und tatkräftig macht, ist der größte Gewinn, die höchste Ehre eines Landes. Aber wie dürftig – und obendrein oft noch vergiftet – sind nicht die Brosamen, die den Kindern des Volkes als Nahrung für Geist und Charakter von den Gemeinden und Einzelstaaten in den Armeleuteschulen gereicht werden; wie unzulänglich ist alles, was darüber hinaus geschieht, um den Massen auch nur einen bescheidenen Anteil an dem Wissen, an dem Kunstgenuß unserer Zeit zu gewähren. Wie ein Schwert dringt es durch die Seele der Mutter, daß sie die besten Anlagen ihrer Kinder verkümmern sieht, weil das dürftige Einkommen mit kaltem Nein auf die Frage nach besserer Bildungsgelegenheit antwortet. Manche heimlich geweinte Träne, viele bittere Stunden zeichnen den Weg der kultursehnsüchtigen Arbeiterin und Arbeiterfrau, die angesichts hundert starrender Rätselfragen des Lebens die Dürftigkeit ihrer Erkenntnisse empfinden. Das Reich aber, das Millionen aus dem Hunger des Leibes der Werktätigen zieht, wendet nur wahre Bettelpfennige auf, um ihren Hunger des Geistes zu befriedigen.

Wozu dienen in der Hauptsache die märchenhaften Schätze, die ihm zufießen? Sie werden von dem Rüstungswahnsinn verschlungen, der die bürgerliche Gesellschaft beherrscht und auf dieser Stufe ihrer Entwicklung beherrschen muß. Das Heer- und Flottenwesen, die Kolonialpolitik fressen den

Löwenanteil der Reichseinnahmen auf. In den 40 Jahren seit der Gründung des Deutschen Reiches haben die Militär- und Marineausgaben allein rund 28 Milliarden Mark erfordert. Dabei sind noch nicht einmal die Kosten der Kolonialpolitik mit eingerechnet, die sich auf Hunderte von Millionen belaufen, und viele andere Aufwendungen ebenfalls nicht, die in engem Zusammenhang mit den Rüstungen stehen. Bringen wir auch sie in Anrechnung, so steigt die Summe auf mehr als 30 Milliarden Mark. Und das für eine Periode des Friedens, wenn wir von dem barbarisch-grotesken Hunnenfeldzug unter dem operettenhaften Weltmarschall Waldersee nach China absehen und der grauhaftigen Vernichtung der Hereros unter dem „glorreichen“ Kolonialhelden Trotha.

Die Phantasie der Armen und Kleinen im Reiche, die mit jedem Nickel rechnen müssen, für die ein Goldfuchs von 20 Mark ein Schatz ist, vermag sich die Riesenbeträge kaum vorzustellen, die der Rüstungswahnsinn im buchstäblichen Sinne des Wortes verpulvert und ins Wasser wirft. Die Milliarden wurden ja unproduktiv für Zwecke verausgabt, die nicht den Reichtum und die Kultur des Deutschen Reiches vermehrt haben; ganz im Gegenteil. Eine Steigerung der Durchschlagskraft von Granaten und Kanonenkugeln – und altes Eisen sind die Schiffspanzerplatten geworden, für die die Regierung eben erst Dutzende von Millionen bezahlt hatte. Fruchtbare Äcker, rauschende Wälder, ganze Dörfer werden von dem Schießübungsplatz verdrängt, auf dem unsere Artillerie sich darauf vorbereitet, durch wenige wohlgezielte Schüsse Tausende zu morden, die mühevoll Arbeit vieler Geschlechter zu zertrümmern. 700000 junge, leistungstüchtige Männer sind für Jahre in die Kaserne gesperrt, wo der gedankenlose Drill die wertschaffende Arbeit ablöst. Bescheiden gegriffen, gibt das für die Wirtschaft in Deutschland einen Arbeitsausfall von 3 Millionen Mark täglich, von fast 1 Milliarde im Jahre.

Hinter all der tollen Verschwendung aber lauert beständig die Kriegsfurie, bereit, die glimmende Eifersucht der ausbeutenden Klassen in den verschiedenen Ländern zu hellen Flammen anzublase, die vernichtend über die Welt rasen. Denn wie ein hitziges Fieber ergreift der Rüstungstaumel die Staaten und peitscht sie vorwärts, um einander mit den gewaltigsten Werkzeugen des Massenmordes und der Zerstörung zu Lande, zu Wasser und nun auch in der Luft zu überbieten. Ein geringfügiger Anlaß – und die durch betriebsame Kriegshetzer künstlich genährte Spannung muß sich entladen. Mindestens 50 Millionen Mark wird dann das deutsche Volk tagaus, tagein aufbringen müssen, um Heer und Flotte im Kriegszustand zu erhalten. Und das in einer Zeit, wo Handel und Wandel stockt, wo die Not mit eisernem Griff die Existenz von Millionen packt.

Wo bleibt angesichts dieser Verschwendung von Mitteln und Kräften, von Dingen und Menschen jene Rücksicht auf die Interessen von Industrie, Handel, Verkehr und Landwirtschaft, jene „Sparsamkeit“, die das Unternehmertum den Arbeitern predigt, wenn sie ein paar Pfennige mehr Lohn fordern, um ihr Sklavendasein etwas freundlicher zu gestalten? Wo das Rechnen mit dem „Möglichen“, das die Stirn unserer Staatsweisen furcht und ein „Unannehmbar“ auf ihre Lippen drängt, wenn die Sozialdemokratie den Veteranen einen Ehrensold von 360 Mark im Jahre gewähren will, wenn sie wirksame soziale Fürsorge für Mütter und Säuglinge, für Witwen und Waisen heischt?

Gewiß: Wettrüsten, Kolonialbesitz, Kriegsgeschrei und Krieg werfen reichen Gewinn ab für die Lieferanten von zweierlei Tuch, von Kartoffeln und Militärpferden, für die Fabrikanten von rauchlosem Pulver und kleinkalibrigen Gewehren, für Reeder und Börsenjobber; kurz, für alle, die dem „Vaterland“ teuer verkaufen, was der Kriegsbereitschaft

dient, und die auch aus Strömen vergossenen Bruderbluts mit fester Hand und kaltem Herzen Silber- und Goldstücke herausfischen. Mit den Epauletten oder dem Kolonialamt sichern sie Männern eine Stellung, deren hervorragendste Eigenschaft neben einem alten Namen recht oft nur die Unfähigkeit ist, in einem bürgerlichen Gewerbe „standesgemäß“ ihren Unterhalt zu verdienen. Aber würde den ausbeutenden Klassen nicht auch der Weizen blühen, wenn das Volk der Arbeiter, Handwerker, kleinen Kaufleute, Bauern, Beamten nicht durch den Zoll- und Steuerraub zum Entbehren gezwungen wäre, wenn es verbrauchen könnte, wessen es bedarf, um kulturwürdig zu leben? Der Profit würde Fabrikanten und Händlern ebensogut zuwachsen, wenn die Massen für sich genügend Kleidung zu kaufen vermöchten, als wenn sie den Rock bezahlen, der des Königs heißt. Die gute „Kapitalanlage“, als welche Freiherr von Stumm einst das Rüsten feierte, hat einen tieferen Sinn als allein die Profite bestimmter Kreise der Besitzenden. Es ist das Lebensinteresse der ganzen Klasse, es ist ihr Bedürfnis, die kapitalistische Ordnung selbst und mit ihr die Ausbeutung und Beherrschung der Habenichtse durch die Besitzenden zu verewigen.

Das Deutsche Reich bedarf eines gewaltigen Heeres, bedarf der „Seegeltung“, einer starken Flotte, wenn es mit eisengepanzelter Faust oder mit diplomatischen Kniffen Kolonien erobern und behaupten will. Und es muß Kolonien haben, weil es ein Reich der Reichen ist, der politische Machtverwalter der besitzenden Klassen. Deren Profit steckt in den tausenderlei Waren, die sich in den Kaufläden und Lagerhäusern auftürmen. Fleißige Männer und Frauen haben die Reichtümer geschaffen, aber sie dürfen sie nicht genießen, denn sie können sie nicht kaufen, nicht bezahlen. Nicht um den Bedürfnissen aller, nicht um dem Wohle der Allgemeinheit zu dienen, waren ja die Leiber und Geister der Lohnsklaven lange

Stunden an die rasselnden Maschinen und in die dunstigen Werkstätten gebannt. Reichen Gewinn galt es zu erschanzen für die wenigen, die im Besitz und an der Macht sind. Aber nur der Verkauf der erzeugten Güter ist der Zauberstab, der den in ihnen verborgenen Gewinn löst. Die besitzenden Klassen bedürfen jenseits der Meere in einem „erweiterten Vaterland“ Märkte für ihre Waren, Anlagemöglichkeiten für ihr Kapital, die keine fremdländische Konkurrenz bedroht. Der unverkaufte, unangewendete Überfluß, der nach den Kolonien getragen wird, ist das aufgehäufte Darben und Leiden der Massen, wie das auch die Schiffe und Bajonette sind, die den Überfluß schützen.

Allein trotz des Abströmens der Güter in die Kolonien schwillt und schwillt der Reichtum, den die Ausgebeuteten erzeugen und doch entbehren müssen. Denn die fortschreitende Herrschaft des Menschen über die Natur stellt immer vollkommeneren Arbeitsmittel und Arbeitsverfahren in den Dienst der Gütererzeugung. Die Produktivkräfte gewinnen die gewaltigste Entfaltung, ihr Spiel wälzt die Welt um und überschwemmt sie mit planlos ins Blaue hinein geschaffenen Dingen, die sich, je länger, je mehr, stauen müssen, weil die vielen nicht Verbraucher sein dürfen. Auf der Grundlage des Gegensatzes zwischen einem ausbeutenden Häuflein und ausgebeuteten Millionen, die das Privateigentum an den Produktionsmitteln schafft, werden alle Widersprüche lebendig, welche die bürgerliche Ordnung in ihrem Schoße trägt. Den rebellierenden Kräften, welche diese Ordnung zu sprengen drohen, steht die ausbeutende und herrschende Minderheit ohnmächtig wie Goethes Zauberlehrling gegenüber: „Die Geister, die ich rief, werd' ich nun nicht los.“ Nur das Proletariat vermöchte das erlösende Wort zu sprechen. Nicht das „Seid gewesen!“ das die elementar waltenden Produktivkräfte in das Dunkel zurückscheucht, sondern der Ruf „Sozialismus“, der ihrem Weben und Wirken die Ketten des Privateigentums abnimmt und

das erhabenste Ziel setzt: die Befreiung und Beglückung aller. Aber dann wäre es für immer vorbei mit der Ausbeutungs- und Herrschaftsgewalt von Menschen über Menschen, und noch sind die Besitzenden stark genug, die Besitzlosen zu verhindern, die befreiende Formel zu rufen. So denken sie: Hilfe, was helfen mag, und erblicken in dem Rüstungswahnsinn einen Abzugskanal für die rasende Gewalt der Produktivkräfte. Die gewissenlose Vergeudung, die wir oben gekennzeichnet haben, wirkt dem Steigen der Wasser entgegen, in denen die bürgerliche Gesellschaft zu versinken droht.

Gleichzeitig geht von der eisengepanzerten Weltmacht-politik des Deutschen Reiches eine Losung aus, geeignet, den Sinn des Volkes für seine Lage zu verwirren. Im Namen des Vaterlandes, seiner Ehre, seiner Wohlfahrt soll es rüsten und morden. Jenseits der bunt angestrichenen Grenzpfähle wird den Massen der „äußere Feind“ gezeigt, um ihre Blicke davon abzulenken, daß der innere Feind ihre Taschen von rechts und links plündert und ihre strotzende Kraft bindet. Was ist denn der nationale Gegensatz zwischen Deutschland und anderen Staaten, der unter schmetternder Regimentsmusik gepredigt wird? In seinem Kern nichts als die Eifersucht und das Drängen der besitzenden Klassen um den besten Platz an der Rahmschüssel des Weltmarktes, um das größte und rosinenreichste Stück Kolonialkuchen, das eine jede dieser nationalen Klassen gern einschieben möchte. Die Bewaffnung der Massen gegen den „äußeren Feind“ soll nichts als ihre Entwaffnung im Ringen mit dem inneren Feind sein.

Wenn jedoch alles nicht verfängt, so bleiben schließlich die gezogenen Kanonen das letzte Mittel der Herrschenden gegen die „ungezogenen“ Nationen. Haben das nicht die Batterien verkündet, die, des Kommandos harrend, gegen die preußischen Wahlrechtskämpfer aufgefahren werden sollten? Die verderbendrohenden Mündungen der Maschinengewehre

im Mansfelder Streikrevier⁽⁵⁸⁾? Die bekannten Worte, daß der Soldat auf Vater und Mutter schießen müsse, wenn der oberste Kriegsherr es befiehlt?

Wer über diese Zusammenhänge noch im unklaren sein könnte, den muß der patriotische Trommelwirbel belehren, unter dem alle bürgerlichen Parteien im Wahlkampf Rüstungswahnwitz und Kolonialabenteuer als die Rettung des Vaterlandes rühmen, Rüstungswahnwitz und Kolonialabenteuer auch um den Preis, daß die Völker auf den Schlachtfeldern des Weltkrieges verbluten oder von dem Zoll- und Steuerwucher meuchlings gewürgt werden. An den Massen ist es zu zeigen, daß sie das frivole Spiel der Besitzenden und Herrschenden durchschauen! Ihre Politik ist die der Sozialistischen Internationale, die den Völkern den Frieden sichert und ihren Bedrückern unversöhnlichen Kampf ansagt. Darum sind die Massen gewillt, wenn es drauf- und drankommt, ihre ganze und stärkste Macht – die Macht der gekreuzten Arme – gegen den Krieg einzusetzen und die mordlüsternen Prozentpatrioten zum proletarischen Frieden zu zwingen. Diese Willensbekundung muß der 12. Januar bestätigen. Den Kriegshetzern, den Förderern des Militarismus und der Weltmacht-politik auch nicht die Stimme eines aufgeklärten proletarischen Mannes, nicht die Wahlhilfe einer einzigen denkenden Proletarierin. Alle Kräfte vereint bis zum äußersten angespannt, um der Sozialdemokratie – der Todfeindin des Militarismus und seines Geschwisters – den Sieg zu sichern. Heute liegen die Dinge so, daß die Lohnsklaven der kapitalistischen Ordnung in diesem Feinde die ganze Ordnung selbst mit all ihren Greueln bekämpfen. Im Ringen mit ihm kann es kein Paktieren, keine Lässigkeit geben. Auf, gegen den Feind!

„Die Gleichheit“,

Zeitschrift für die Interessen der Arbeiterinnen,
Stuttgart, 25. Dezember 1911.

Menetekel

August 1912

In der Villa Hügel bei Essen hat in den letzten Tagen die Apotheose des Kapitals stattgefunden. Oder was denn, was anderes war die Jubiläumsfeier des Hauses Krupp? Sie brachte mehr als rauschende Festlichkeiten, geschmückt mit allem Glanz, den der Reichtum und die ihm dienenden Künste zu geben vermögen. Eine Huldigung aller gesellschaftlichen Elemente, die dank dem Kapital herrschen und genießen oder die sein Fluch zur Knechtschaft und Entbehrung verdammt. Eine Huldigung, die schon mehr einer sozialen Heiligsprechung glich. Vor der Kapitalsgewalt des Hauses Krupp bückten sich devotest Minister, die noch nie Zeit gefunden haben, einer Tagung klassenbewußter Proletarier beizuwohnen. Sie ward vom Kaiser gefeiert, der trotz seiner Inanspruchnahme durch Reisen, Reden und die tausenderlei Regierungssorgen um die Änderung von Uniformen, den Neubau des Opernhauses, die Straußenfarm des guten Hagenbeck und die Pleureusen der Kaiserin in Person erschienen war, um dem Feste die höchste Weihe zu geben. Die überragende Stellung der vom Kapital geschaffenen Plutokratie im Staat, in dem Preußen der Junker, Bürokraten und des Gottesgnadentums, fand schließlich ihren sichtbarsten Ausdruck in einer höfischen Rang-erhöhung, wie sie früher nur wenigstens dem scheinbaren Verdienst um das Gemeinwohl zuteil wurde. Der Herr Krupp

von Bohlen und Halbach wurde einem außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister gleichgestellt. Der Herr Krupp von Bohlen und Halbach, von dessen Wunderthaten man bis jetzt nur wußte, daß er einer jener Legationsräte war, wie sie der Wissenschafts- und Staatsbetrieb der bürgerlichen Gesellschaft zu Dutzenden fabriziert, daß er sich der Genialität rühmen durfte, Krupps Tochter gefreit zu haben, und des Verdienstes, der Gründer eines Gesangvereins zu sein. Tagelang waren die Spalten der bürgerlichen Blätter mit breiten Schilderungen der Feier, mit bedientenhaftem Klatsch über ihre Einzelheiten erfüllt. Ein beiläufiges Familienfest wurde durch die Macht des Kapitals, die sich in ihm verkörperte, zu einem öffentlichen, einem politischen Geschehen. Das Jubiläum war ein schamloser Tanz der bürgerlichen Gesellschaft ums Goldene Kalb.

Aber freilich: Über diesen Götzen warf man verhüllend das schlichte Gewand des Mannes der Arbeit. Niemand geringerer als Wilhelm II. selbst nannte das Jubiläum „ein Fest und einen Triumph der Arbeit“. Der Arbeit, wirklich der Arbeit? War sie es tatsächlich, der die gesellschaftlichen, höfischen, staatlichen Ehren galten? Ach, geht doch! Nicht der schöpferischen Mutter des gesellschaftlichen Reichtums ward in Essen gehuldigt, sondern ihrem Geschöpf, das sich gewalttätig, fühllos, als mörderische Bestie, gegen sie erhoben hat und ihr Mark und Blut aussaugt. Dem ausbeutenden Kapital genügt es nicht, seinen Lohnsklaven die Früchte ihres Mühens zu entreißen, es eignet sich auch noch die Ehre ihrer Arbeit an. Indem von der Arbeit geredet wurde, während man das Kapital meinte, trat die Tatsache der bürgerlichen Ordnung in Erscheinung, daß das Kapital den Proletarier gleichsam mit Haut und Haar verschlingt, ihm keine selbständige Existenz zuerkennt, sondern nur als Teil seiner selbst wertet. Marx hat das im „Kapital“ also ausgedrückt:

„Mit dem Eintritt in denselben (den Arbeitsprozeß – *die Red.*) sind sie dem Kapital einverleibt. Als Kooperierende, als Glieder eines werktätigen Organismus, sind sie selbst nur eine besondere Existenzweise des Kapitals. Die Produktivkraft, die der Arbeiter als *gesellschaftlicher Arbeiter* entwickelt, ist daher *Produktivkraft des Kapitals*. Die *gesellschaftliche Produktivkraft* der Arbeit entwickelt sich unentgeltlich, sobald die Arbeiter unter bestimmte Bedingungen gestellt sind, und das Kapital stellt sie unter diese Bedingungen. Weil die *gesellschaftliche Produktivkraft der Arbeit* dem Kapital nichts kostet, weil sie andererseits nicht von dem Arbeiter entwickelt wird, *bevor* seine Arbeit selbst dem Kapital gehört, erscheint sie als Produktivkraft, die das Kapital *von Natur* besitzt, als seine *immanente* Produktivkraft.“¹

Von den proletarischen Produktivkräften, die sich das Kapital stündlich einverleibt, ist bei der Jubiläumsfeier nur sehr nebenher die Rede gewesen. Nicht mehr, als nötig war, um das Kapital in bengalischer Beleuchtung als Schöpfer und Wohltäter erscheinen zu lassen. Der wirklichen Bedeutung der proletarischen Produktivkräfte, ihrer Existenzbedingungen hat keine Ansprache, kein Toast gedacht.

Allein, während zum Triumph des Kapitals die Musikkapellen spielten, Gesangvereine ihre Weisen ertönen ließen, Gelehrte schwungvoll deklamierten, Minister und Kronenträger Herrn Krupp von Bohlen und Halbach als ebenbürtig an ihr Herz drückten, tat sich im buchstäblichen Sinne des Wortes die Erde auf und enthüllte in Bildern der Verdammnis, auf wessen Kosten und um welchen Preis die ganze kapitalistische Herrlichkeit existiert. Wie Banquos Geist bei Macbeth' Festmahl zogen plötzlich in die Sieges- und Freudenhalle des Kapitals die Schatten der 128 Kohlengräber ein, die der kapitalistischen Beutegier in der Zeche „Lothringen“ zum Opfer

¹ Karl Marx, „Das Kapital“, Erster Bd., S. 349. *Die Red.*

gefallen sind. Wie beweglich wissen nicht bürgerliche Wissenschaftler und Zeitungsschreiber von dem „Risiko“ der „königlichen Kaufleute“ und der „Hauptleute der Industrie“ zu jammern. Lassen wir das Risiko gelten, und fühlen wir mit den Geängstigten! Aber bleibt nicht die Tatsache, daß das Risiko des Kapitals nur in Zeiten wirtschaftlichen Niedergangs oder bei allzu gewagten Spekulationen besteht? Ist in den Tagen wirtschaftlichen Aufschwungs das Risiko nicht gleichbedeutend mit phantastischem Gewinn? Augenblicklich blühen den Kapitalisten goldene Tage. In der chemischen Industrie zum Beispiel schütten die Aktiengesellschaften unerhörte Dividenden aus. Als Ausdruck beklagenswert dürftigen Ertrags wird es verzeichnet, daß einige dieser Unternehmungen ihre Dividende von 45 auf 25 Prozent herabsetzten – wobei nicht einmal festgestellt werden kann, ob nicht verschleierte Buchungen vorliegen –, auf daß die Begehrlichkeit der Ausgebeuteten in den Gifthöhlen nicht allzu stark gereizt werde. Frau Bertha Krupp versteuerte 1908 „nur“ 187 Millionen, 1911 aber 290 Millionen Mark Vermögen. Gegenüber diesem schimmernden Berge Gold jener Berg entsetzlich verstümmelter Leichen, der herzerreißende Jammer von Waisen, Witwen und Eltern! Und nun sagt: Wer trägt jederzeit das Risiko, mit Leib und Leben für den Vorteil, die Ehren des Kapitals zahlen zu müssen?

Was hat die bürgerliche Gesellschaft für dieses Risiko zu bieten? Nicht einmal wirksamen Schutz! Billige Beileidstelegramme; Minister- und Kaiserbesuche; teilnehmende und gar „auszeichnende“ Gespräche der hohen, höchsten und allerhöchsten Herrschaften mit ganz gewöhnlichen Proleten; Untersuchungen, nach denen alles beim alten bleibt; kostbare Nelken aus der Villa Hügel für Todsieche; für die Hinterbliebenen die Wassersuppen der Witwen- und Waisenrenten und Almosen „großmütiger“ Spender. Weckt all das auch nur

einen der 128 auf, die gesund in die Zeche „Lothringen“ einführen, um nach wenigen Stunden als zerfetzte Leichen geborgen zu werden? Nur einen der 9559 Bergleute, die in den sechs Jahren von 1905 bis 1910 in Deutschland tödlich verunglückten? Ist all das imstande, das Herzeleid der Hinterbliebenen zu stillen, ja, auch nur dem nackten Hunger vieler zu wehren?

Tausende, Hunderttausende von Händen Gequälter, Gemordeter vereinigen sich zur Riesenfaust. Und während in Belsazars Festhallen die Zimbeln tönen, schreibt sie der kapitalistischen Ordnung das richtende Menetekel an die Wand.

„Die Gleichheit“,

Zeitschrift für die Interessen der Arbeiterinnen,
Stuttgart, 21. August 1912.

Aufruf zum Internationalen Sozialistenkongreß zu Basel

November 1912

Der Kapitalismus läßt neben Teuerung und Hungersnot die Kriegsgefahr zu einer dauernden Erscheinung werden. Der Balkankrieg mit seinen drohenden Folgen ist ein neuer Beweis dafür. Dem Schrecken ohne Ende gilt es, das erwachte internationale Proletariat in geschlossener Front entgegenzustellen. Welt gegen Welt! Drüben die Welt der profitvollen, kriegshetzenden Ausbeutenden, hüben die Welt der freiheitssehnsüchtigen Ausbeuteten. Unter dem Drucke der ersten Situation berief das Internationale Sozialistische Büro einen Außerordentlichen Internationalen Sozialistischen Kongreß nach Basel ein. Er wird nur einen Punkt behandeln:

Die internationale Lage und die gemeinsame Aktion gegen den Krieg.

Bei dieser wichtigen Willenskundgebung des Weltproletariats dürfen die sozialistischen Frauen so wenig fehlen wie im heiligen Kriege gegen den Krieg. Die Internationale Sekretärin der Genossinnen aller Länder ließ daher der Einberufung des Kongresses sofort diesen Aufruf folgen:

An die sozialistischen Frauen aller Länder!

Genossinnen! Das greuelvolle Völkerringen auf dem Balkan droht durch die Schrecken eines Weltkrieges überboten zu werden. Die Folgen solchen Geschehens für die Arbeiter-

klasse sind unabsehbar. Für die Arbeiterklasse – das besagt aber für den gewaltigen Kampf, der die kapitalistische Ordnung stürzen und Raum für den Sozialismus und die höhere Entwicklung schaffen muß. Für das kämpfende Proletariat ist es die heiligste Verpflichtung dieser ersten Stunde, Schützer und Bewahrer des Friedens zu sein. Die Sozialistische Internationale, vertreten durch das Internationale Sozialistische Büro, hat daher die Arbeiterklasse aller Länder aufgerufen, ihren ehrlichen, unerschütterlichen Friedenswillen der verbrecherischen Kriegshetze von Minderheiten entgegenzustellen, für die der Völkermord zum Geschäft gehört. Ein bedeutendes Glied in der Kette der Massenkundgebungen gegen den Krieg wird der Außerordentliche Internationale Sozialistische Kongreß bilden, der für den 24., 25. und 26. November nach Basel einberufen worden ist.

Genossinnen! Die ungewöhnlichen, verantwortungsschweren Umstände schlossen eine längere Vorbereitungszeit für die Tagung aus. In der Folge ist es euch nicht möglich, euch an diesem Kongreß in einer Stärke zu beteiligen, die eurem Interesse an der Erhaltung des Friedens und der Bedeutung eurer Betätigung im Kampfe gegen Imperialismus und Kriegsgefahr entspricht. Um so dringlicher ist es, daß ihr euch sofort mit den Genossen über die Entsendung weiblicher Delegierter verständigt. Auf dem Kongreß muß es zum Ausdruck kommen, daß in allen Ländern die sozialistischen Frauen mit der gesamten Sozialistischen Internationale zum Kampfe zusammengeschlossen sind. Das Blut, das die Schlachtfelder tränken soll, ist den Proletarierinnen kostbarer als der eigene Lebenssaft: Es ist das Blut der Ihrigen. Frauenmühen, Frauentränen hängen an dem Gut, das Rüstungswahnsinn und Eroberungstollheit gewissenlos vergeuden. Hoffnung auf künftiges Erbe, das der Sozialismus unserem Geschlecht ganz erschließt, ist uns die Kultur,

die von eines Weltkrieges ehernem Tritt und bluttriefender Faust bedroht wird.

Genossinnen! Sorgt in fester Ideen- und Kampfgemeinschaft mit der Sozialistischen Internationale dafür, daß es niemals an dem Verständnis und der Opferfreudigkeit der arbeitenden Frauenmassen fehlt, wenn das kämpfende Proletariat seine breite Brust der Kriegshetze entgegenstemmt. Unser Kampf gegen den Krieg gilt unserem Todfeind: dem Kapitalismus. Der Friede soll uns Wegbereiter des Sozialismus sein.

„Die Gleichheit“,

Zeitschrift für die Interessen der Arbeiterinnen,

Stuttgart, 27. November 1912.

Wir erheben uns
gegen den imperialistischen Krieg!

Rede auf dem Internationalen Sozialistenkongreß zu Basel

25. November 1912

Im Namen der sozialistischen Frauen aller Länder habe ich dieses zu erklären:

In einer unzerstörbaren Einheit des Zieles mit der großen Sozialistischen Internationale verbunden, haben wir es jederzeit als unsere Pflicht, unsere Ehre und unser Glück empfunden, alle eure Arbeiten und Kämpfe zu teilen. Wenn wir aber jemals besonders freudig mit euch zusammengewirkt haben, so in diesem Augenblick, wo ihr das Weltproletariat zum heiligen Kreuzzug gegen den Krieg führen wollt. Wir sind dabei mit euch mit allem, was wir sind, mit allem, was wir fühlen! Gerade weil wir Frauen, weil wir Mütter sind! Wie immer sich die sozialen Verhältnisse im Laufe der Zeiten gewandelt haben, ist durch die Jahrhunderttausende mit unserem Geschlecht die Aufgabe gegangen, neues menschliches Leben zu tragen, zu hegen und zu pflegen. Diese Aufgabe ist unsere Bürde gewesen und unsere Glückseligkeit auch. Alles, was in uns lebt als persönlicher Ausdruck allgemeiner Menschheitsentwicklung, allgemeiner Kulturideale, empört sich, wendet sich schauernd ab von dem Gedanken an die drohende Massenzerstörung, Massenvernichtung menschlicher Leben im modernen Kriege. Haben nicht alle diese Leben einst unter dem Herzen einer Mutter gelegen, sind sie nicht von einer Mutter in Leid und Freud betreut worden?

Und das Grausen vor dem aufziehenden Unheil legt uns die Frage auf die Lippen: Wer ist der Verbrecher, der es auch nur wagt, an solches Werk des Todes zu denken? Auf der Suche nach dem Schuldigen finden wir unter den verwickelten gesellschaftlichen Zusammenhängen als Hauptschuldigen der neuzeitlichen Kriege, des drohenden Weltkrieges den Kapitalismus. In unseren Tagen ist die kapitalistische Ordnung die große Menschenfresserin. Der Krieg ist nichts als die Erweiterung und Ausdehnung des Massenmordes, dessen sich der Kapitalismus auch im sogenannten Frieden zu jeder Stunde am Proletariat schuldig macht. (Stürmischer Beifall.) Jahraus, jahrein fallen auf den Schlachtfeldern der Arbeit in jeder kapitalistisch entwickelten Nation Hunderttausende von Opfern, mehr Opfer in einer kurzen Spanne Zeit, als der blutigste Krieg verschlingt. Und wir Frauen selbst stellen solche Opfer in steigender Zahl; auch unsere Bürgerrechtsurkunde wird mit Blut geschrieben. Aber noch ein anderes erkennen wir. Die furchtbare Schändlichkeit des Massenmordes der Völker untereinander ist die verbrecherischste, die verrückteste Form der Massenausbeutung des Volkes der Enterbten durch den Kapitalismus. Sind es nicht die Söhne der werktätigen Massen, die getäuscht, verhetzt, verblendet gegeneinandergeführt werden, um einander abzuschlachten? Sie, die Brüder, Genossen sein sollten im Kampfe für die gleiche Freiheit! (Stürmischer Beifall.)

Gegen dieses Verbrechen wehren wir uns als Frauen und Mütter. Wir denken nicht bloß an die zerschmetterten, zerfetzten Leiber unserer Angehörigen, wir denken nicht weniger an den Massenmord der Seelen, der eine unausbleibliche Folge des Krieges ist. Er bedroht, was wir als Mütter in die Seele unserer Kinder gesät, was wir ihnen übergeben haben als das kostbarste Erbe der Kultur, der Menschheitsentwicklung. Es ist das Bewußtsein der internationalen Solidarität, der Völker-

verbrüderung. Dieses Ideal wird im Kriege verhöhnt und beschmutzt, ja ertötet. Dagegen kämpfen wir an, kämpfen wir mit der Kraft einer felsenfest gegründeten Überzeugung. Und in diesem Kampfe gehören wir Seite an Seite mit euch. Ja, mehr noch: Ihr, Genossen, könnt die Hilfe der Frauen im Kampfe gegen den Krieg gar nicht missen. („Sehr wahr!“) Wir führen euch die Zukunft zu und den Sieg. Wenn wir Mütter unsere Kinder mit dem tiefsten Abscheu gegen den Krieg erfüllen, wenn wir von frühester Jugend an das Gefühl, das Bewußtsein der sozialistischen Brüderlichkeit in ihre Seelen pflanzen, so wird die Zeit kommen, wo auch in der Stunde schwerster Gefahr keine Macht der Welt mehr imstande ist, dieses Ideal aus ihren Herzen zu reißen. Denn unsere Töchter, unsere Söhne werden dann nicht nur die Kinder unseres Leibes sein, sie werden als Kinder unserer Seele heranwachsen, unser hehres Ideal wird in ihnen unsterblich leben. Darum werden sie sich in den Stunden höchster Konflikte und Gefahren vor allem ihrer proletarischen und menschlichen Pflichten erinnern. Diese werden ihnen oberstes Gesetz sein. („Sehr richtig!“)

Wenn wir Frauen und Mütter uns gegen den Massenmord erheben, so geschieht das nicht, weil wir in Selbstsucht und Kleinmut unfähig wären, um großer Ziele und Ideale willen große Opfer zu bringen. Wir sind durch die harte Schule des Lebens in der kapitalistischen Ordnung gegangen, und wir sind in ihr zu Kämpferinnen geworden. Uns ist die Stärke zu Opfern gekommen, die viel schwerer fallen als die Hingabe unseres eigenen Blutes. Darum können wir die Unsrigen kämpfen und fallen sehen, wenn es die Sache der Freiheit gilt. Für diesen Kampf wollen wir dafür sorgen, daß die Frauen der Massen erfüllt werden von dem Geiste jener sagenhaften antiken Mütter, die ihren Söhnen den Schild reichten mit den Worten: „Entweder mit ihm oder auf ihm!“ Unsere

brennende Sorge soll eine geistige Entwicklung des heranwachsenden Geschlechts sein, die unsere Söhne davor bewahrt, zum Brudermord für kapitalistische und dynastische Interessen, für die kulturwidrigen Zwecke des Profits, der Herrschaft, des Ehrgeizes einer Minderheit gezwungen zu werden, die sie aber gleichzeitig stark und reif macht, in freiem, zielbewußtem Wollen ihre ganze Existenz im Freiheitskampf einzusetzen. (Stürmischer Beifall.)

Ihr braucht uns auch um unserer selbst willen, weil wir ein Teil der Massen sind, die als Macht hinter euch stehen müssen. Für den entfalteten Kapitalismus sind Kriegsrüstungen und Kriege Lebensnotwendigkeiten, durch sie sucht er seine Herrschaft aufrechtzuerhalten. Er macht daher die gewaltigsten Machtmittel dem Kriege verschwenderisch dienstbar: die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung, Wunder der Technik, ungezählte Reichtümer, Millionen Menschen. Daher kann das internationale Proletariat in seinem Kriege gegen den Krieg nur erfolgreich sein, wenn auch von seiner Seite in gewaltigen Massenaktionen alle verfügbaren Machtmittel aufgeboten, alle Kräfte mobilisiert werden. Eine Massenbewegung im weitesten Umfang ist ohne die proletarischen Frauen undenkbar. Sie sind ein Teil, die Hälfte der Masse, und als Frauen haben wir wie bei der Arbeit des Alltags, so auch in den Stunden schwerster, gefahrdrohender Kämpfe unsere eigenen geistigen und sittlichen Werte darzubringen.

Genossen, diese Werte könnt ihr gerade dann nicht missen, wenn die Massen mit den größten persönlichen Opfern unsere Ideale schützen müssen. Erst wenn auch die große Mehrheit der Frauen aus tiefer Überzeugung hinter die Losung tritt: Krieg dem Kriege, erst dann kann den Völkern der Friede gesichert werden, aber an dem Tage, wo die große Mehrheit der Frauen hinter diese Losung tritt, muß sie auch unwiderstehlich sein.

Die sozialistischen Frauen aller Länder scharen sich mit leidenschaftlicher Begeisterung um unser Banner zum Kriege gegen den Krieg. Sie wissen es, je mehr der Imperialismus zur bestimmenden Politik der kapitalistischen Staaten wird, um so mehr wird dieser Kampf zum Mittelpunkt, zu Höhepunkten des gesamten proletarischen Befreiungswerkes. In hervorragender Weise wird er dazu beitragen, nicht bloß die Massen zu sammeln, sondern auch immer besser zu schulen.

Das Proletariat tritt nicht als eine fertige, meß- und wägbare Macht in seine großen Aktionen ein. Seine Macht entsteht und wächst mit seinen Kämpfen. Daher wird sein Krieg gegen den Krieg ein lebendiger Quell wachsender Reife und Machtentfaltung sein und das Nahen der Stunde beschleunigen, wo der die Völker aussaugende, knechtende und mordende Kapitalismus dem Sozialismus weichen muß. Gerade weil in dem Kampfe gegen den Krieg der Zukunftssieg des Sozialismus vorbereitet wird, sind wir Frauen mit glühender Seele dabei. Noch weniger als für die Proletarier können ja für uns Frauen die kapitalistischen Nationalstaaten das wahre Vaterland sein. Das müssen wir uns in der sozialistischen Gesellschaft schaffen, die allein uns die Vorbedingungen voller menschlicher Befreiung verbürgt. Ungeduldig und leidenschaftlich rufen wir: Sozialismus, dein Reich komme! Deshalb werden wir auch im Kriege gegen den Krieg zu den Vorwärtsdrängenden, zu den Stürmenden gehören und eure Entscheidungen um so freudiger begrüßen, je entschlossener, je selbstvertrauender sie sind. Wir sind jedoch nicht umsonst durch die Schule der gemeinsamen Bewegung gegangen. Wir sind dabei, wenn ihr klug und weise wägt. Wir sind dabei, wenn ihr kühn wagt. Wir werden nicht fehlen, wenn es gilt, bis zum letzten Atemzug alles, was wir können, alles, was wir sind, für die Sache des Friedens, der Freiheit, des Glückes der Menschheit einzusetzen.

Das große Ideal, dem wir dienen, kann nur verwirklicht werden, wenn wir der vollen Tragweite des Wortes eingedenk sind:

„Und setzt ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen sein!“

„Außerordentlicher Internationaler Sozialisten-Kongreß
zu Basel am 24. und 25. November 1912“,
Berlin 1912, S. 34-36.

Wir sind die Kraft

April 1913

Das Brausen eines starken Sturmes geht durch das zeitgenössische Geschehen im Leben der Völker. Was es kündigt, davon reden am Vorabend der diesjährigen Maifeier eindringlich zwei Ereignisse zu den ausgebeuteten Massen: das auf die Spitze getriebene Wettrüsten der Staaten, das in Deutschland die Wehrvorlage geboren hat, und der grandiose Generalstreik in Belgien, dessen Ziel das gleiche politische Recht für die Arbeiterklasse ist. Rüstungswahnsinn, der den Völkermord vorbereitet, und Generalstreik, der durch das Recht dem Volke eine Gasse bahnen soll, die dem Frieden, der Freiheit entgegengeführt, scheinen die beiden nicht schärfste Gegensätze? Und doch schließt sich im Spiel und Widerspiel des vorwärtstreibenden geschichtlichen Lebens ihr Sinn zusammen, und eine große, erhebende Mahnung tönt aus ihnen den Maifeiernden ans Ohr.

Entkleiden wir den Rüstungskoller all der phrasenbestickten Gewänder, mit denen ihn die Prozentpatrioten im tadellosen Gehrock oder in der betreßten Uniform behängen, die Ehrenmänner vom Schlage der Leitenden und Nutznießer der Deutschen Munitions- und Waffenfabriken Dillingen oder bei der Firma Krupp mitsamt ihren militärischen Gönnern. Was ist er dann anders als die Bescheinigung des Todesurteils, das die Geschichte über die bürgerliche Ordnung der Ausbeutung und Knechtung des Menschen durch den Menschen spricht?

Das Rüstungsfieber bringt zum Ausdruck, daß dem Kapitalismus der Atem ausgeht, wenn ihm die gepanzerte Faust der Staaten nicht durch Raub und Mord neue Herrschaftsgebiete unterjocht; daß die heutige Gesellschaft in ihrem eigenen Fette erstickt, wenn sie nicht bewußt durch Krieg und Kriegsvorbereitung vollendet, was von Zeit zu Zeit die Krise blind wütend bewirkt: die wahnwitzigste Vergeudung und Vernichtung menschlicher und dinglicher Produktivkräfte; daß es um die bürgerliche Ordnung geschehen ist, wenn ihre Sklaven sich zählen und sich nicht mehr durch das Geschrei von dem äußeren Feinde übertäuben lassen, ihren Todfeind in der Heimat zu erkennen und zu Boden zu ringen; daß die ausbeutende und herrschende Minderheit der christlichen Staaten der Kulturwelt – ihrem goldhungrigen Machtbedürfnis zuliebe – mit dem Imperialismus allen Geboten der Religion ins Antlitz schlägt, zu denen sie sich mit den Lippen bekennt, alle Kulturideale zerstampft, deren sie sich rühmt und die die kristallisierten Qualen und Seligkeiten ungezählter arbeitender, ringender Geschlechter sind.

Es klirren die schäumenden Becher, bei denen Militärs den nächsten „frisch-fröhlichen“ Krieg leben lassen; es jauchzt der vaterländische Chor der Kanonen- und Pulverfabrikanten, der Uniform- und Pferdellieferanten, derweilen diese Braven im stillen schmunzelnd den winkenden Profit der neuen Rüstungen nachrechnen. Inmitten des tollen Jubels aber schreiben die Wehrvorlage in Deutschland und das Gesetz über die Rückkehr zur dreijährigen Dienstzeit in Frankreich mit Riesenfaust der bürgerlichen Ordnung das Mene, Mene Tekel Upharsin. Und mit der Schrift zusammen erscheinen an der Wand Bilder des Grauens. Die Schädelstätten, mit denen der Imperialismus in trunkener Gier seit weniger als zwanzig Jahren – seit dem Japanisch-Chinesischen Kriege – die Erde von den Philippinen bis zum Balkan übersät hat. Die weiten Schlacht-

felder, auf denen der drohende Weltkrieg die zerfetzten Leiber der Toten und Verwundeten auftürmen wird, und ihr Gegenstück: die armseligen Wohnungen – Hunderttausende und aber Hunderttausende! –, in denen Mütter, Witwen, Waisen weinen. Hat die Marokkoaffäre, haben die internationalen Reibungen um Durazzo, das „Fenster am Adriatischen Meere“, nicht scharf genug beleuchtet, daß es an einem Haare hing, und die Profitlüsternheit winziger Minderheiten hätte den Anstoß dazu gegeben, die Völker Europas wie Viehherden zur Schlachtbank zu schleifen?

Jedoch neben der Furcht der Völker steht ihre Hoffnung. Der gewissenlosen Barbarei des Imperialismus ist ein verantwortungsvoller, kultursehnsüchtiger Todfeind erstanden: das klassenbewußte Proletariat. Wann und wo die Gefahr des Weltkrieges emporzuzüngeln begann, da war es seine starke Hand vor allem, die dem Unheil wehrte. Der Profit, der Gott der kapitalistischen Welt, hetzt die Ausbeutercliquen und die herrschenden Klassen der einzelnen Länder gegeneinander. Aber gegen seinen Willen muß er die Ausgeplünderten der ganzen Welt vereinigen zum Kampfe gegen alles, was kapitalistischen Wesens ist. Nicht harthörigen Seelen ist seit 24 Jahren bei der Maifeier das hohe Lied gepredigt worden von der Brüderlichkeit der Proletarier aller Länder, dem Felsen, der den Weltfrieden trägt. Das bezeugen die Demonstrationen des Volkes der Arbeit in kriegsschwangerer Stunde, und das hat der Internationale Sozialistische Kongreß zu Basel feierlich besiegelt, diese Kundgebung eines gewaltigen internationalen Massenwillens, deren Bedeutung alle Veranstaltungen bürgerlicher Friedensfreunde – die interparlamentarische Konferenz zu Bern^[59] inbegriffen – wie zierliche Nippsachen neben einem stolzen Dome erscheinen läßt.

Lenkt so der Imperialismus den Blick auf die Sprünge und Risse am Bau der bürgerlichen Ordnung, die künftige Ruinen

prophezeien, so zwingt er nicht minder die Aufmerksamkeit auf das neu emporblühende geschichtliche Leben. Die brennende Friedenssehnsucht der Völker, ihr Widerstand gegen den Brudermord ist unlöslich mit dem proletarischen Klassenkampf zusammengeschweißt. „Ihr seid die Kraft!“ mahnen im Ringen um Krieg und Frieden immer eindringlicher die Ereignisse die frondenden Massen. Und mit wachsendem Selbstvertrauen klingt es von anschwellenden Kämpferscharen zurück: „Wir sind die Kraft!“ Heraus, Frauen und Männer, aus jeder Werkstatt, drin es pocht, aus jeder Hütte, drin es ächzt, um das am 1. Mai zu bekunden!

Ist nicht der belgische Generalstreik das gleiche stolze Bekenntnis des Selbstvertrauens, der nämliche Beweis unaufhaltsam empordrängenden proletarischen Klassenlebens? Seit langen Jahrzehnten schon empfindet die belgische Arbeiterklasse als drückende Kette, daß sie nicht gleichen politischen Rechtes mit ihren Ausbeutern ist. Klerikale und liberale Regierungen haben miteinander gewetteifert, sie um ein demokratisches Wahlrecht zu prellen. Die wichtigsten Siege auf dem Wege zum Ziele hat sie bisher aus eigener Kraft durch den politischen Massenstreik erzwingen müssen. Und nun ringen die belgischen Proletarier abermals mit der erprobten Waffe um eine Verfassungsreform, die das schändliche Pluralwahlrecht beseitigen soll. 500000 meuternde Lohnsklaven, die um ihres Rechtes willen trotz der Arme kreuzen und ihren „Brotherren“ die Arbeit verweigern, die diese reich macht, sie selbst aber arm läßt und doch die Quelle ist, aus der ihr kärglicher Unterhalt fließt. Es stockt das sonst so geschäftige Treiben der Gruben, Fabriken und Handelshäuser in den Industriezentren und großen Städten; das fieberhafte, lärmende Hasten im Hafen zu Antwerpen ist ungekannter Feiertagsstille gewichen. Ein Zittern geht durch das Wirtschaftsleben Belgiens, seit der eine entschlossene Ruck daran erinnert hat, daß der

Riese Proletariat auf seinen Schultern die Gesellschaft trägt und mit starkem Arme die Räder des ökonomischen Getriebes im Takte hält. Ganz gleich, wie der weitere Verlauf des Ausstandes sein mag und welches Schlußergebnis zu buchen sein wird: Die bloße Tatsache, daß dieser Streik war, daß er einem Fabelwesen der Urzeit gleich aufstand in riesenhafter Größe und Kraft, gezeugt vom Rechtshunger und der Freiheitssehnsucht der ausgebeuteten Massen, genährt mit dem Brot ihrer Entbehrenungen und Opfer, diszipliniert von dem eisernen Willen einer zielsicheren Erkenntnis – diese bloße Tatsache allein bleibt ein weltgeschichtliches Ereignis von unvergänglicher, weittragender Bedeutung. Auch dort, wo es um politisches Volksrecht geht, um das Ideal der Demokratie, schallt den vorwärtsdrängenden Massen von Tatsachen und Geschehen der ermunternde Zuruf entgegen: „Ihr seid die Kraft!“ Und Belgiens Proletarier geben ihren Brüdern der ganzen Welt das ruhmreiche Beispiel der Antwort: „Wir sind die Kraft!“

„Wir sind die Kraft!“ Könnte dieser Ausdruck männlichen Selbstvertrauens den Maifeiernenden in Deutschland nicht vermessen dünken? Wie dürftig und bitter sind die Früchte der Arbeiterschutzesetzgebung, der Sozialreform, die das deutsche Proletariat in diesen 24 Jahren geerntet hat, seitdem es sich mit der kämpfenden Arbeiterklasse der ganzen Welt um den Maibaum schart, durchgreifenden Schutz des lebendigen Menschen gegen die fressende Gier des ausbeutenden toten Besitzes heischend. Allein mußte nicht auch das wenige in heißem, zähem Kampfe erstritten werden, der immer wieder die robuste, vorwärtsstürmende Kraft der Habenichtse offenbarte? Dem Wenig der Gesetzgebung fügt sich das Mehr an Berücksichtigung des Menschen im Lohnsklaven hinzu, das der gewerkschaftliche Kampf der kapitalistischen Ausbeutung aus den Tatzen gerissen hat. Und kleinmütiges Stammeln von der Schwäche des Proletariats muß im Angesicht der gewaltigen

Leistung verstummen, die es durch den Aufbau seiner Organisationen vollbracht hat. Aber der Arbeitertrutz, züchtigt er uns nicht mit den Ruten der Büttelwillkür, der Zuchthausurteile, der politischen Rechtsverweigerung, weil wir Schwache sind? Die kapitalistische Ordnung der Gewalt hat Almosen und Zuckerbrot für Bettler und Hilflose, die ihr nicht gefährlich dünken. Die Ehren der Zwangsmaßregeln, der Rechtsbeugung behält sie den Starken vor, die sie fürchtet. Sobald die Frondenden wagen, sobald sie den gebeugten Rücken emporrecken, werden sie erkennen, daß sie nicht so klein sind und ihre Herren nicht so groß, wie die anezogene Demut der Jahrtausende es wähnte. In der richtigen Einschätzung ihrer Zahl und der Bedeutung ihres Wertes für die Gesellschaft ertönt es dann überall, wo proletarische Massen die Hände regen: „Wir sind die Kraft!“

Als Demonstration gegen Wettrüsten und Kriegshetze, als Kundgebung für großzügige Reformen, als Auftakt zu dem Wahlkampf in Preußen muß die Maifeier mehr als je im Zeichen dieser Losung stehen.

„Die Gleichheit“,

Zeitschrift für die Interessen der Arbeiterinnen,
Stuttgart, 30. April 1913.

Um die sozialdemokratische Taktik

Juli 1913

Unter dem Eindruck des Kampfes gegen die Wehr- und Deckungsvorlagen und der preußischen Landtagswahlen ist eine Diskussion über unsere Taktik in Fluß gekommen, die nicht nur an Ausdehnung, sondern auch an Tiefe gewonnen hat und hoffentlich noch weiter gewinnt. Mit wachsender Klarheit kommt dabei zum Ausdruck, daß es sich um mehr handelt als bloß um die kritische Prüfung der sozialdemokratischen Aktionen wider den letzten gewaltigen Vorstoß des Imperialismus und für die Eroberung eines demokratischen Wahlrechts in Preußen. Diese beiden Aktionen, ihr Verlauf und ihre Ergebnisse sind vielmehr nur zum Ausgangspunkt der erhellenden Auseinandersetzungen geworden, zum Prüfstein für die gesamte sozialdemokratische Taktik. Größeren Kreisen der Partei haben sie die schmerzliche Erkenntnis aufgezwungen, daß die Sozialdemokratie – ungeachtet aller aner kennenswerten Leistungen im einzelnen – im ganzen nicht auf der Höhe ihrer Aufgaben gewesen ist; daß sie in die weittragenden Kämpfe der Stunde nicht zielklar und willenskühn eine Kräfteentfaltung einzusetzen vermocht hat, die der Stärke ihrer Organisation, der Zahl ihrer Wählerstimmen, der Größe und Bedeutung ihrer Gefolgschaft entspricht.

Indem diese Erkenntnis die Frage nach dem Warum aufwarf, mußte sie die nach dem Was nun folgen lassen und die

Aufmerksamkeit auf die sozialdemokratische Taktik im allgemeinen lenken. Das Verhalten der Sozialdemokratie in den zwei unbefriedigenden großen Feldzügen konnte nicht als vereinzelt erscheinend gewürdigt werden, losgelöst von ihrem übrigen politischen Wirken und Ringen. Es erwies sich offensichtlich als ein Glied in der Kette der Parteientwicklung, als der Ausfluß des Zusammenwirkens mannigfacher und verwickelter Umstände, die unserer gesamten Taktik ihr Gepräge gegeben haben. Was seit Jahren schon sich mit zunehmender Deutlichkeit gezeigt hat, was aber in führenden Parteiorganen und Organisationen mit einem Gemisch von Offiziösität und beschaulicher Selbstzufriedenheit abgewiesen wurde, das erscheint nun fast allgemein in der Partei als dringende Notwendigkeit: eine gründliche Erörterung der sozialdemokratischen Taktik. Es ist dabei ein beachtenswertes Anzeichen, daß die beiden Zentralorgane der Sozialdemokratie – das tägliche, der „Vorwärts“, und das wissenschaftliche, die „Neue Zeit“ – in der aufgerollten Diskussion nicht führend vorgegangen sind. Von ihrem Versagen hebt sich wohltuend die Frische und der Ernst ab, mit dem die Provinzpresse ohne sie die Auseinandersetzung aufgenommen hat.

Im Mittelpunkt der Erörterung steht die Frage des Massenstreiks und muß sie stehen. Der Ausgang des Kampfes um die Wehr- und Deckungsvorlagen hat nicht bloß eine kräftige Opposition gegen die Haltung unserer Vertretung im Reichstag hervorgerufen, er hat mit allem Nachdruck auf die Schranken der parlamentarischen Parteibetätigung selbst hingewiesen. Und das ist das weit Wichtigere. Es ist gewiß heilsam, daß der Partei an einem in die Augen springenden Fall neuerlich zu Gemüt geführt worden ist, wie leicht ihre Abgeordneten auf dem glatten bürgerlichen Boden des Parlamentarismus ausgleiten. Denn diese alte und doch immer wieder neue Erfahrung mahnt die Genossinnen und Genossen

an die Pflicht einer gesunden Demokratie, „über die Konsuln zu wachen“, mit anderen Worten: durch ihre Organisation und ihre Presse dafür zu sorgen, daß zwischen den Parlamentariern und den Truppen der Partei jene lebendige Fühlung besteht, die auch die parlamentarische Aktion der Sozialdemokratie auf dem festen Grund des revolutionären Klassenkampfes hält. Jedoch wertvoller als diese Lehre dünkt es uns, daß die verlorene Schlacht gegen den Imperialismus dem Wahnglauben an die alleinseligmachende Wunderwirkung des Parlamentarismus einen starken Stoß versetzt hat. So ungeschichtlich dieser Wahnglauben ist, so blutig er fast täglich von den politischen Ereignissen verhöhnt und verprügelt wird, hatte er sich doch allmählich großer Parteikreise bemächtigt. Und eine andere ungesunde Erscheinung griff um sich: Das Leben der Partei konzentrierte sich viel zu sehr auf den Parlamentarismus und was zu ihm gehört – die Wahlen, ihre Vorbereitung und ihr Drum und Dran. Man konnte es erleben, daß man hier und da wegen jeder sachlichen Kritik des Parlamentarismus, wegen jeder Feststellung der Grenzen seines Wertes für das kämpfende Proletariat in den Verdammtenwinkel der Anarchosyndikalisten gestoßen ward. Nun aber regt sich an allen Ecken und Enden in der Partei die Erkenntnis, daß auch der Parlamentarismus für die befreiungsehnsüchtige Arbeiterklasse nur ein Mittel unter vielen ist; ein Mittel, dessen Bedeutung an die jeweiligen geschichtlichen Umstände gebunden bleibt und nicht in ewiger Unerschütterlichkeit ein für allemal feststeht. Der Blick dafür ist unstreitig durch den preußischen Wahlrechtskampf mit seinem Auf und Ab geschärft worden. Gewiß haben auch andere politische Erscheinungen die gleiche Erkenntnis recht klipp und klar gepredigt. Man erinnere sich nur des Ringens gegen den Zoll- und Steuerwucher, für einen durchgreifenden Arbeiterschutz und eine wirksame Arbeiterversicherung, gegen den Zucht-

hauskurs zur Meuchelung der Koalitionsfreiheit, gegen das persönliche Regiment usw. Allein, wie in Deutschland die geschichtlichen Dinge liegen, unter denen die Sozialdemokratie sich entwickeln und den Kampf aufnehmen mußte, ist es begreiflich, daß der geringe Ertrag des parlamentarischen Ackers nicht allgemein in der hervorgehobenen Bedeutung erfaßt wurde. Nun aber läßt der Kampf um die politische Demokratie in Preußen – der heute letzten Endes ein Kampf ist gegen die feudalen Schutztruppen und Bollwerke des Kapitalismus in ganz Deutschland –, läßt der Vormarsch des Imperialismus kaum noch eine Täuschung darüber zu, daß der Wert des Parlamentarismus für die Klassenkämpfe des Proletariats ein beschränkter und bedingter ist. Während bürgerliche und sozialdemokratische Träumer Ströme von Tinte für den Nachweis verschrieben haben, daß „die Ethik und der Gerechtigkeitssinn“ in den besitzenden Klassen in wundervoller, fruchtverheißender Blüte steht; während kluge Rechenmeister in der Konstellation der Parteien im Reichstag und in den Landtagen die gesegnete Formel des „positiven parlamentarischen Zusammenwirkens aller fortschrittlich Gesinnten“ suchten – hat sich in der Gesellschaft der Kapitalismus riesig gereckt und gestreckt. Große Massen der Werktätigen mögen in der geistigen Dumpfheit Unterdrückter für die revolutionäre Tragweite dieser Entwicklung noch blind sein, die ihren politischen Ausdruck in dem Imperialismus findet. Die besitzenden Klassen dagegen haben sie aus dem Instinkt herrschgewohnter Schichten heraus längst erkannt. Für sie geht darum in allen wichtigen politischen Fragen der Kampf ums Ganze: nämlich um ihre Ausbeutungsmacht selbst, die sie durch jedes Aufrüsten des Proletariats, durch jede Stärkung seiner Kriegsbereitschaft bedroht fühlen. Bis an die äußerste Grenze nutzen sie es aus, daß sie im Parlament die Herren sind. In dem nackten, kalten Lichte dieser Zusammenhänge hat die Arbeiterklasse

das Verhalten der bürgerlichen Parteien zu den politischen Fragen zu erblicken, nicht im gleißenden Schimmer der Grundsätze und Programme, die im Kampfe des Bürgertums wider die politischen Gewalten der feudalen Gesellschaft entstanden sind. Sie haben für die Gegenwart ihre lebendige Kraft verloren. Das hat erst kürzlich die Hurrastimmung gezeigt, mit der Zentrümmer und Liberale – die Fortschrittler dazu – gleich Unteroffizieren auf das Kommando der Regierung eingeschwenkt sind, um den Werwolfappetit des Imperialismus zu befriedigen.

Diese Lage der Dinge hämmert der Sozialdemokratie die Einsicht ein, daß der Schwerpunkt ihres politischen Kampfes nicht in den Parlamenten liegt, sondern unter den breiten proletarischen Massen, dort, wo sie deren ganze Macht entfesseln und wirksam machen kann. Massenaufgebot durch die Sozialdemokratie, Massenaktion unter ihrer Führung, für ihre Forderungen, das ist die Losung, um die die Auseinandersetzungen kreisen. Die wuchtigste und folgenschwerste aller proletarischen Aktionen ist der Massenstreik. Das haben die Ausgebeuteten dunkel empfunden, kaum daß sie sich als Klasse zu regen begannen. Der „Heilige Monat“ der Chartisten⁽⁶⁰⁾ erzählt uns davon. Das wird heute zum immer klareren Wissen der breitesten proletarischen Heerscharen. Nicht minder eindringlich wie die Lehren der russischen Revolution, der Massenstreiks in Belgien, Italien usw. reden davon zu der deutschen Arbeiterklasse die Tatsachen, die ihre Bedeutung, ihre Unentbehrlichkeit für die Wirtschaft, den gesamten Lebensprozeß der bürgerlichen Ordnung melden.

Wie bitter not es tut, daß die Partei sich gründlich mit der Frage der Massenaktionen, der Taktik auseinandersetzt, zeigt die Diskussion. Sie hat eine ganze Musterkarte irrtümlicher Anschauungen über das Wesen, die Voraussetzungen, die Möglichkeiten des Massenstreiks zutage gefördert. Darunter

marschiert der Glaube auf an einen Massenstreik, der als einzelne Aktion, als äußerstes Kampfmittel zur Durchsetzung unserer Wahlrechtsforderungen in Preußen beschlossen und vorbereitet werden kann, da ertönen melancholisch die alten Unkenrufe vor jeder Massenaktion, jeder kühnen Taktik des Angriffes, solange unsere Organisationen sich nicht die große Mehrzahl der heute noch abseits stehenden Proletarier eingliedert haben. Dazwischen schillert ein ganzer Regenbogen von Hoffnungen, Befürchtungen, Berechnungen, Wenn und Aber.

Was sagen die bis nun vorliegenden geschichtlichen Erfahrungen dazu? Sie legen ihr Veto dagegen ein, daß ein politischer Irrtum den andern ablöst, daß der Glaube an den Massenstreik als unfehlbares Universalkampfmittel den Glauben an den Nur-Parlamentarismus ersetzt. Auch der Massenstreik ist nur eine Kampfmaschine unter vielen, und ihr Gebrauch macht das alte Rüstzeug der Sozialdemokratie – den Parlamentarismus darunter – nicht etwa wertlos und überflüssig, sondern ergänzt es und gibt ihm neue Schneidigkeit und Wucht. Diese Waffe gleicht aber auch nicht einem Schwert, das die Arbeiterklasse nur einmal oder doch äußerst selten in der Notwehr, zur Verteidigung bedrohter Rechte aus der Scheide ziehen dürfte, allenfalls noch für ganz bestimmte Zwecke, die durch die Beschlüsse ihrer organisierten Elite festgelegt werden. In Zeiten scharf zugespitzter Klassengegensätze und Klassenkämpfe tritt der Massenstreik als die klassische Bewegungs- und Kampfform des Proletariats auf. Er ist der Ausdruck des Bewußtseins der Ausgebeuteten von den Forderungen, die sie an die bürgerliche Gesellschaft zu stellen haben, und der Macht, die sie hinter ihre Forderungen setzen können und restlos einzusetzen gewillt sind. Er kann den mannigfaltigsten politischen, wirtschaftlichen, kulturellen Zielen der Arbeiterklasse dienen – vom Protest gegen Blut-

urteile der Klassenjustiz bis zum „Umsturz“ eines Geldsackwahlrechts; er kann den verschiedensten Charakter tragen – vom wohl vorbereiteten disziplinierten Demonstrationstreik bis zum elementaren Ausbruch eines Ausstandes, der die Gegner schließlich mit bewaffneter Hand widereinandertreibt und eine politische Revolution in seinem Schoße trägt. Kurz, wer den Massenstreik als proletarisches Kampfmittel wertet, der darf die Welt der Klassengegensätze nicht aus der parlamentarischen Froschperspektive betrachten, der darf sich weder durch Plötzlichkeiten und Widersprüche im Verlauf des Kampfes noch durch Rechtsformeln und Gewaltmittel des kapitalistischen Staates schrecken lassen.

In all diesen Beziehungen haben wir uns vor Täuschungen zu hüten. Nicht minder aber auch vor dem Übersehen der Umstände, die den Massenstreik innerlich mit unserer allgemeinen Taktik verknüpfen. Indem dieser die breitesten Schichten des Proletariats als unmittelbar Handelnde, Entscheidende auf den Plan ruft und alle Springquellen ihrer Kraft erschließt, drängt er von der bloßen Abwehr kapitalistischer Ausbeutungs- und Machtgelüste zu jener besten Verteidigung des Proletariats, die der Hieb, der Angriff ist. Indem er die Klassengegensätze zwischen Ausbeutern und Ausgebeuteten schleierlos, in ihrer ganzen robusten, brutalen Gegenständlichkeit wirksam werden läßt, verträgt er sich nicht mit der Taktik des kompromißseligen Opportunismus. In Zeiten, wo die Notwendigkeit, die Unvermeidlichkeit des Massenstreiks immer greifbarer am Horizont auftaucht, da darf die Sozialdemokratie nicht „mit gedämpftem Trommelklang“ in die Wahlschlacht ziehen, um Fortschrittler Mandate zu retten; da sind die Extratouren der Großblockpolitiker ausgeschlossen; da kann von Budgetbewilligung und „passiver“ Huldigung von Monarchen keine Rede sein. Als schärfstes Mittel des proletarischen Klassenkampfes muß sich der Massenstreik einer festgegliederten, un-

zerreilichen Kette schärfsten, grundsätzlichen Klassenkampfes einfügen. Jede Abschwächung und Verwischung des grundsätzlichen Wesens unserer Arbeit und unseres Ringens läuft in letzter Linie auch auf eine Schwächung der Zielklarheit und Festigkeit unserer eigenen Reihen hinaus; auf eine Verminderung des Vertrauens der Massen in ihre eigene Kraft und unsere Stärke und Zuverlässigkeit; auf eine Abschwächung unserer Stoßkraft im Augenblick schwerer Kämpfe.

Die Anerkennung des Massenstreiks als Kampfmittel heischt noch eine andere Umwertung der Begriffe in großen Parteikreisen. Sie bezieht sich auf die geschichtliche Rolle und Bedeutung der breitesten unorganisierten proletarischen Massen. Wir verstehen es durchaus, daß die kämpfende Vorhut der deutschen Arbeiterklasse mit dem höchsten Stolz auf ihre gewerkschaftlichen und politischen Organisationen blickt. Sie sind ihr ureigenstes Werk, aufgemauert und ausgebaut unter den größten Schwierigkeiten, mit ebensoviel eiserner Energie und praktischem Sinne wie hingebungsvollem Idealismus. Wir erachten es als selbstverständliche Pflicht, daß wir alle mit einem Eifer und einer Geduld für die Ausdehnung und Vervollkommnung dieser Organisationen wirken, als könnten wir ihnen den letzten Proletarier, die letzte Proletarierin zuführen. Wir verkennen auch nicht, daß angesichts der Klassenlage der Lohnarbeitenden und der gewaltigen, organisierten Machtmittel ihrer Todfeinde die Organisation für die Waffengnge des Proletariats von größerer Wichtigkeit ist als für die früheren Befreiungskämpfe anderer unterdrückter Gesellschaftsschichten. Allein, all diese Erwägungen dürfen die Sozialdemokratie nicht veranlassen, den Hhegrad der Organisation des Proletariats als ausschlaggebende Voraussetzung für den Massenstreik anzusprechen.

Vergessen wir nicht, daß die kapitalistische Wirtschaft fast täglich neue Proletariermassen schafft, die in Zeiten ohne

große, klirrende Konflikte nur sehr allmählich für die sozialdemokratischen Lehren und Organisationen gewonnen werden. Verschließen wir uns nicht der Tatsache, daß die nämliche Wirtschaft nicht nur während der Krisen Hunderttausende, sondern auch in den Tagen des Aufschwunges größere und kleinere Gruppen, zahllose einzelne Proletarier in die brotlose Reservearmee stößt. Angesichts dieser Umstände und anderer noch ist im Hinblick auf Massenbewegungen die Auffassung verhängnisvoll, daß eine starre Mauer die organisierten von den unorganisierten Proletariern scheidet, daß auf der einen Seite die festgeschlossene, wohldisziplinierte Phalanx steht, die allein zu kämpfen und zu siegen vermag, auf der anderen aber „der Janhagel“, der den Kampf nur kompromittiert und gefährdet. Es ist gewiß unbestritten, daß in jeder Massenbewegung großen Stils und von weittragender Bedeutung die Organisierten die richtungs- und zielklaren Kerntruppen stellen müssen, daß ihre Kader das denkende, leitende Hirn, das feste Rückgrat der Aktion sind. Jedoch ebenso gewiß ist, daß diese Kader, auf sich allein angewiesen, die gewaltigen Zukunftsschlachten nicht siegreich zu bestehen vermögen. Sie bedürfen außer der höchsten Kampftugenden ihrer eigenen Glieder auch des drängenden Ungestüms und der Opferwilligkeit ungezählter Proletarier, die erst eine unwiderstehliche Massenbewegung erweckt, sammelt, organisiert und schult. Der rauhe Sturm bläst Schläfer auf, die einst sanft säuselnder Zephir ruhig weiterschummern ließ.

Entscheidender für die Möglichkeit, den Erfolg von Massentreiks als die Frage nach den Prozentsätzen der organisierten und unorganisierten Proletarier ist eine andere. Wie erlangt die Sozialdemokratie das Höchstmaß politischen, moralischen Einflusses auf die werktätigen Massen, die noch nicht zu ihrer Gefolgschaft zählen? Wir können sie heute summarisch nur dahin beantworten: dadurch, daß sie kühn zu scheinen wagt,

was sie ist, eine revolutionäre, proletarische Kampfpartei. Tritt sie im großen und kleinen, in Theorie und Praxis stets als eine solche auf, so wird ihr in den Zeiten heißen sozialen Schlachtgetümmels nicht das Vertrauen der Massen und die leitende Macht über sie fehlen. Dann kann sie den Kämpfen Brust an Brust mit den herrschenden Gewalten entgegensehen, die keck zuversichtlichen Spottverse Heinrich Heines auf den Lippen:

„Ich rate euch, nehmt euch in acht,
Es bricht noch nicht, jedoch es kracht;
Und es ist das Brandenburger Tor
Noch immer so groß und so weit wie zuvor,
Und man könnt' euch auf einmal zum Tor hinaus-
schmeißen,
Euch alle, mitsamt dem Prinzen von Preußen –
Die Menge tut es.“

„Die Gleichheit“,
Zeitschrift für die Interessen der Arbeiterinnen,
Stuttgart, 9. Juli 1913.

Zur Haltung der Reichstagsfraktion

August 1913

Ein frischer, kräftiger Wind der Kritik weht durch die Sozialdemokratie, wie er seit langem nicht gespürt worden ist. Und das ist das Kennzeichnende dieser Erscheinung: Nicht „Literaten“ haben in Redaktionsstuben, am Schreibtisch Auseinandersetzungen angeblasen, die von den Truppenmassen der Partei als ein müßiger Streit um „Doktorfragen“ empfunden werden. Die Selbstkritik bricht vielmehr unaufhaltsam aus diesen Massen selbst hervor, und sie findet in den Verhandlungen der Organisationen einen weit stärkeren und schärferen Ausdruck als in einem Teil der Parteipresse. Zumal gilt das von den Organen, die theoretisch und taktisch führend der Gesamtpartei vorangehen sollten, die aber bis jetzt höchstens unvollständig registrierend nachhinken. Neben dem Massenstreik ist es die Haltung der Reichstagsfraktion beim Kampfe um die Wehr- und Deckungsvorlagen, die den Angelpunkt der Erörterungen bildet. Noch ehe der Reichstag seine Pforten geschlossen hatte, begann sich weiter Parteikreise ein Gefühl des Mißbehagens, des Unbefriedigtseins mit dem Ergebnis dieses Kampfes zu bemächtigen. Nun hat sich das Gefühl zu einer aufrechten, ungeschminkten Kritik an dem Verhalten unserer Reichstagsfraktion verdichtet, zu einer Kritik, die sich bisher durch Ernst und Sachlichkeit auszeichnet. Ist diese Kritik berechtigt? Nach unserer Überzeugung ja! Die

sozialdemokratische Reichstagsfraktion hat die Wehrvorlage nicht in allen Stadien der Beratungen mit der nötigen gleichen höchsten Energieentfaltung bekämpft; sie hat durch ihre Einwilligung zu der Trennung von Wehrvorlage und Deckungsvorlagen den Liberalen das Kopfnicken zu den schamlosen Ansprüchen des Militarismus erleichtert und den rascheren Abschluß des imperialistischen Vorstoßes ermöglicht; sie hat durch ihre Zustimmung zu dem Wehrbeitrag und der Reichsvermögenszuwachssteuer den sozialdemokratischen Grundsatz beiseite geschoben: Dem Militarismus keinen Groschen. Niemand wird behaupten, daß die Reichstagsfraktion bei der ersten Lesung der Wehrvorlage unsere grundsätzliche Forderung: Abschaffung des stehenden Heeres und Einführung der allgemeinen Volksbewaffnung ängstlich in die Tasche gesteckt habe. Sie hat sie mit Treue und Geschick vertreten, und im einzelnen ist viel Treffliches und Scharfes gesagt worden. Allein im ganzen hat es an dem Tone gefehlt, der die Musik macht. Die Wucht und Großzügigkeit war nicht da, mit der nach unserem Empfinden die Vertreter des klassenbewußten Proletariats in diesem geschichtlich bedeutsamen Augenblick reden mußten, wo der Imperialismus der besitzenden Minderheit in seiner brutalen Gefräßigkeit über die Interessen der ungeheuren Mehrheit des Volkes hinwegstampfte, wo die wirtschaftliche und politische Weltlage, wo die Feuersäulen und Blutströme des Balkankrieges und der Rüstungsrummel in Frankreich, England und anderen Staaten mit wünschenswerter Deutlichkeit auf sein Wesen und seine Bedeutung hinwiesen. In den Kommissionsberatungen ist nicht unerbittlich genug der trügerische Schein zerstört worden – er wurde von der bürgerlichen Presse geflissentlich genährt –, die dort ausgekramten politischen und militärtechnischen Gründe für die ungeheuerliche Heeresverstärkung hätten die Unbeugsamkeit der sozialdemokratischen Gegnerschaft zu mildern vermocht.

Erst bei der zweiten Lesung der Wehrvorlage stand die sozialdemokratische Reichstagsvertretung auf der Höhe der Situation. Hier rang sie zehn Tage lang Brust an Brust mit dem tückischen, gewaltigen Todfeind des Proletariats und riß ihm durch ihre gut gewählten und meist schneidig verteidigten Reformanträge schonungslos alle gleißenden Flitter vom Leibe.

Allein, so groß und unbestritten das Verdienst der Fraktion ist, die Situation zum Kampfe gegen den Militarismus voll ausgenutzt zu haben, sowenig darf sie sich rühmen, daß sie durch eine kluge Taktik diese Situation geschaffen hat. Unsere Reichstagsvertretung hat ihre Zustimmung zu der Trennung von Wehrvorlage und Deckungsvorlagen, zur sofortigen zweiten Lesung der ersteren gegeben, weil offenbar vor den Blicken ihrer Mehrheit wieder einmal das Schemen eines reformfreudigen Liberalismus gaukelte und damit die Hoffnung auf einen „Block der Linken“ – selbstverständlich das alles nicht für die Wehrvorlage, wohl aber für die Gestaltung der Deckungsvorlagen. Nachdem die liberalen und fortschrittlichen Rüstungsfanatiker in inniger kapitalistischer Seelengemeinschaft mit den Konservativen und Zentrümlern den Appetit des Imperialismus befriedigt hatten, so konnten, so mußten sie sich mit der Sozialdemokratie vorübergehend zusammenfinden, um den Anfang einer „gründlichen Finanzreform“ zu schaffen. Diese Annahme hat zweifellos die Haltung eines großen Teiles der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion beeinflußt; das aber um so entscheidender, als die nämlichen Genossen glaubten, die Sozialdemokratie müsse ihre größte Stoßkraft zum Kampfe um die Kostenrechnung zusammenballen, da – die Dinge rein parlamentarisch betrachtet – die Schlacht gegen die Heeresvermehrung von vornherein verloren sei. Jedoch die Ereignisse gingen wieder einmal nicht, wie sie im luftigen Reich der Hoffnungen und Wünsche gehen konnten, sondern wie sie im

engen Räume der kapitalistischen Ordnung auf der erreichten Entwicklungsstufe gehen mußten.

Wohl genossen die stillen Gläubigen des „Blocks von Bebel bis Bassermann“^[61] laut und reichlich den Triumph, daß bei den Deckungsvorlagen mit dem Schwarzblauen Block die unbequeme „eine reaktionäre Masse“ der bürgerlichen Parteien zerfiel, die von Anfang an entschlossen gewesen war, Wilhelm II. die Wehrvorlage als „Jubiläumsgabe“ ehrfürchtig darzubringen. Die Blauen waren von der Majorität ausgeschaltet, die der Regierung mit verständnisinnigem Händedruck die Riesensummen für die Kosten der militaristischen Orgie überreichten. Allein, dafür mußten die besagten Gläubigen den Schmerz hinunterwürgen, daß die Liberalen die Bundesbrüderschaft mit den Schwarzen dem Zusammenwirken mit der Sozialdemokratie vorzogen. Den Grund dafür kann ein Blinder mit dem Stocke fühlen. Die Liberalen griffen begierig nach der Gelegenheit, mit den Zentrümlern zusammen Deckungsvorlagen zurechtzuschustern, über die sich die „ausgeschalteten“ Junker ins Fäustchen lachen konnten, weil diese Helden die Möglichkeit weit von sich weisen wollten, in Gemeinschaft mit der Sozialdemokratie die ersten Schritte zu einer gründlichen Steuerreform zu tun. Zentrümmler und Liberale brauchten Zeit, um sich über den Kuhhandel einig zu werden, der die Sozialdemokratie um jeden Einfluß prellte, wie die Rechnung des Imperialismus beglichen werden sollte. Die bürgerliche Mehrheit ließ die Sozialdemokratie bei der zweiten Lesung reden, bis das Geschäft fertig war, dann peitschte sie die restlichen Beratungen und die definitiven Entscheidungen mit einer skandalösen Eilfertigkeit durch, die ein blutiger Hohn auf die Bedeutung der Vorlagen, auf die Folgen ist, die ihre Annahme für die breitesten Volksmassen haben muß. Bei der dritten Lesung der Wehrvorlage maß sich die Sozialdemokratie nochmals in kraftvollem Waffengang mit dem Feinde,

von der Umstände Gunst gehoben. In der Atmosphäre des Erfurter Schreckensurteils ^[62] mußte jeder ihrer Hiebe verdoppelte Wucht, jede ihrer Anklagen zündendere Gewalt erhalten. Unmittelbar darauf zeigte die Verhandlung der Deckungsvorlagen, wie gründlich die Sozialdemokratie von Liberalen und Zentrümlern in die Ecke gedrückt worden war. Nicht einmal auf den Gang der parlamentarischen Geschäfte hatte sie so viel Einfluß, um auch nur eine leidlich anständige Erörterung der Deckungsvorlagen durchsetzen zu können. Und statt den Ansätzen zu einer weitzielenden Finanzreform sah sie sich einem jämmerlichen Gelegenheitspfuschwerk gegenüber, das einer solchen Reform den Weg verlegt und die Massen mit schwerster künftiger Weiterbelastung bedroht. Trotz alledem warf die sozialdemokratische Fraktion dem Reichstag nicht die Spottgeburt aus kapitalistischem Dreck und ohne Reformfeuer vor die Füße. Indem sie für den Wehrbeitrag und die Reichsvermögenszuwachssteuer stimmte, bewilligte sie Millionen, die unverhüllt den Zwecken des Imperialismus, der Ausdehnung und Befestigung der kapitalistischen Klassenherrschaft dienen werden. Die feierliche Prinzipienklärung, die die Fraktion zu ihrer Abstimmung abgeben ließ, unterstreicht nur den opportunistischen Charakter des Handelns. Die Dinge haben ihre eigene steifnackige Logik, die sich durch die schönsten Worte nicht korrigieren läßt. Die Sozialdemokratie schloß die Schlacht gegen den Imperialismus zwar mit einem schmetternden Tusch für ihre Prinzipien, aber mit dem Bruch des Grundsatzes und der Tradition der Partei: Dem Militarismus keinen Groschen. Wie ist all das zu verstehen und zu bewerten?

Der Trommelklang, mit dem die Fraktion in den Kampf zog, ist augenscheinlich durch die Auffassung gedämpft worden, daß das Zustandekommen der Wehrevorlage dank dem Bewilligungseifer aller bürgerlichen Parteien gesichert sei,

auch wenn die Sozialdemokratie im Reichstag noch so leidenschaftlich und zäh kämpfte. Der Blick mancher unserer Abgeordneten wanderte nicht über die aussichtslose parlamentarische Konstellation hinaus zu den lebendigen politischen Streitkräften, die es außerhalb des Reichstags zum schärfsten Kampf gegen die Wehrvorlage und zum dauernden Ringen mit dem Imperialismus zu mobilisieren galt. Die nur parlamentarische Betrachtung der vorliegenden Aufgabe ließ zu Anbeginn des Kampfes keine rechte Kraftentfaltung und Siegeszuversicht aufkommen. Aber tragen die proletarischen Massen nicht selbst einen großen Teil Schuld daran, daß eine solche Auffassung überhandnehmen konnte? Sind sie nicht viel zu wenig zahlreich und entschlossen auf den Plan getreten, haben sie nicht zu leise und schüchtern gesprochen? Das trifft gewiß zu, fordert aber nur eine um so schärfere Kritik an dem Verhalten unserer Reichstagsvertretung, an der Aktion der Partei überhaupt heraus. Der Internationale Sozialistische Kongreß zu Basel mit dem geschichtlichen Um und Auf der Stunde hatte eine gewaltige, hinreißende Fanfare zum Kampf wider den Imperialismus ertönen lassen. Sie rief das deutsche Proletariat leider nicht zu einer so scharfen Aggressivität gegen den Feind, daß auch der kapitalfrömmsten und geriebensten Regierung die Lust zu einer Wehrvorlage vergangen wäre. Sogar die talentlose Regierung eines Bethmann Hollweg konnte es so wagen, dem werktätigen Volk das imperialistische Ansinnen der riesigsten Militärvorlage ins Antlitz zu schlagen, die wir bis jetzt kennen, und konnte sich erdreisten, die Ausgebeuteten mit dem Märchen der Deckungsvorlagen zu narren, die Besitzenden würden nicht mehr die Nutznießer, sondern die Lastenträger der Rüstungstollheit sein. Das rührselig-verlogene Geschwafel von dem patriotischen „Jubiläumsoffer“ der Reichen und Sehrreichen hat unstreitig das seinige dazu getan, den Widerstand der Proletarier und der kleinen Leute gegen

das verderbliche Ausrecken des Militarismus abzustumpfen. Jedoch gerade weil das zu befürchten war, mußte die Fraktion von der ersten Minute an alle in ihr beschlossenen Energien entfesseln, alle vorhandenen Möglichkeiten hartnäckigen Kampfes bis zum äußersten ausnutzen; mußte sie durch die unerhörte Kühnheit und Wucht ihres Ansturms die Blicke der breitesten Volksschichten auf sich ziehen und in leidenschaftlicher Spannung auf sich gerichtet halten; mußte sie vor allem auch das letzte Spinnwebfädchen des Scheins fortfeigen, die ausbeutende Minderheit werde von nun an aus ihren von den Ausgebeuteten gefüllten Schatzsäcken die reiche Tafel des Militarismus bestellen. Man prüfe die Haltung der Fraktion an diesen Forderungen, und die sich fast allerwärts regende Kritik erscheint gerechtfertigt. Paßt es insbesondere nicht zu ihnen wie die Faust aufs Auge, daß der Wehrbeitrag und die total verhunzte Vermögenssteuer die Zustimmung der Sozialdemokratie erhielten? Gewiß, denn dadurch wurde für Hunderttausende und aber Hunderttausende unaufgeklärter Proletarier der Schein gestärkt, in den Deckungsvorlagen wehe tatsächlich das Mailüfterl einer Steuerreform und der kapitalistischen Opferfreudigkeit.

In Verbindung mit der Auffassung, daß der Sieg des Militarismus unabwendbares Geschehen sei, erblickte unsere Fraktionsmehrheit die Deckungsvorlagen in einer unrichtigen Perspektive. Der Kampf um die Verteilung der neuen Lasten erschien ihr als ihre jetzige Hauptaufgabe, erschien ihr als der Boden, auf dem sie um jeden Preis ein Hälmchen „positiver Ergebnisse“ ernten mußte. Konnte die Sozialdemokratie der Regierung und den bürgerlichen Parteien nicht mit Erfolg in den Arm fallen, wenn diese „patriotische“ Kumpanei dem Volk erhöhte Blutsteuer abpreßte, so mußte sie wenigstens bedacht sein, es vor noch drückenderer Gutssteuer zu schützen. Diese Schlußfolgerung ist „an und für sich“ selbstverständlich,

ist unanfechtbar richtig als abstrakte, allgemeine Formel. In ihrer Anwendung auf die vorliegenden tatsächlichen Verhältnisse wird sie jedoch zum Irrlicht, das zu der opportunistischen Abstimmung der Fraktion bei den Deckungsvorlagen geführt hat. Das wäre unmöglich gewesen, hätte sich die Mehrheit unserer Genossen im Reichstag nicht über die sehr beschränkte praktische Bedeutung einer Steuerreform in der bürgerlichen Gesellschaft getäuscht. Marx hat sie in diesen Sätzen bloßgelegt:

„Die Steuerreform ist das Steckenpferd aller radikalen Bourgeois, das spezifische Element aller bürgerlich-ökonomischen Reformer. Von den ältesten mittelalterlichen Spießbürgern bis zu den modernen englischen Freetradern dreht sich der Hauptkampf um die Steuern.

Die Steuerreform bezweckt entweder Abschaffung traditionell überkommener Steuern, die der Entwicklung der Industrie im Wege stehen, wohlfeileren Staatshaushalt oder gleichmäßigere Verteilung. Der Bourgeois jagt dem schimärischen Ideal der gleichen Steuerverteilung um so eifriger nach, je mehr es in der Praxis seinen Händen entschwindet.

Die Distributionsverhältnisse, die unmittelbar auf der bürgerlichen Produktion beruhen, die Verhältnisse zwischen Arbeitslohn und Profit, Profit und Zins, Grundrente und Profit, können durch die Steuer höchstens in Nebenpunkten modifiziert, nie aber in ihrer Grundlage bedroht werden. Alle Untersuchungen und Debatten über die Steuer setzen den ewigen Bestand dieser bürgerlichen Verhältnisse voraus. Selbst die Aufhebung der Steuern könnte die Entwicklung des bürgerlichen Eigentums und seiner Widersprüche nur beschleunigen.

Die Steuer kann einzelne Klassen bevorzugen und andre besonders drücken, wie wir dies z. B. unter der Herrschaft der Finanzaristokratie sehen. Sie ruiniert nur die Mittelschichten der Gesellschaft zwischen Bourgeoisie und Proletariat, deren

Stellung nicht erlaubt, die Last der Steuer einer anderen Klasse zuzuwälzen.

Das Proletariat wird durch jede neue Steuer eine Stufe tiefer herabgedrückt; die Abschaffung einer alten Steuer erhöht nicht den Arbeitslohn, sondern den Profit. In der Revolution kann die zu kolossalen Proportionen geschwellte Steuer, als eine Form des Angriffes gegen das Privateigentum dienen; aber selbst dann muß sie zu neuen revolutionären Maßregeln weitertreiben oder schließlich auf die alten bürgerlichen Verhältnisse zurückführen.

Die Verminderung, die billigere Verteilung etc. etc. der Steuer, das ist die banale bürgerliche Reform. Die Abschaffung der Steuer, das ist der bürgerliche Sozialismus. Dieser bürgerliche Sozialismus wendet sich namentlich an die industriellen und kommerziellen Mittelstände und an die Bauern. Die große Bourgeoisie, die schon jetzt in ihrer besten Welt lebt, verschmäht natürlich die Utopie einer besten Welt.¹

Marx' klare Einschätzung einer bürgerlichen Steuerreform behält aber in den Zeitläuften des reifen Kapitalismus, der imperialistischen Politik, mehr recht als je. Denn alle Rücksichten der herrschenden Gewalten auf Steuerhöhe und Steuerverteilung verblassen bis zum vollständigen Verschwinden angesichts der unabweisbaren Notwendigkeit, wachsende Mittel für den Militarismus aufzuwenden. Dieser ist ja aus einem Zucht- und Machtmittel des absoluten Gottesgnadentums zu einem Faktor des wirtschaftlichen und politischen Lebens geworden, ohne den der Kapitalismus nicht mehr zu bestehen, seine Herrschaft auszudehnen und zu befestigen vermag. Bei diesem Stande der Dinge hat die Fraktion das Umgekehrte von dem getan, was sie – die gesellschaftliche Entwicklung und die dauernden Klasseninteressen des Proletariats vor Augen –

¹ Gesammelte Schriften von Karl Marx und Friedrich Engels 1841 bis 1850, Dritter Bd., Herausgegeben von Franz Mehring, Stuttgart 1902, S. 435/436.

hätte tun müssen. Sie richtete ihren Blick mehr auf die luftige Schimäre einer „gesunden Finanzreform“ als auf den sehr körperlichen Gesellen des eisengepanzerten Imperialismus. Das wird sich in nächster Zukunft schon insofern rächen, als der Imperialismus der unersättlichste und erbarmungsloseste Steuererpresser ist, den die Geschichte kennt.

Müßten aber die Enterbten ohne die Zustimmung der sozialdemokratischen Fraktion zu Wehrbeitrag und Reichsvermögenszuwachssteuer nicht noch eine weitere, höhere Steuerbürde tragen? Es ist das behauptet worden, aber wir glauben es nicht. Auch das innigste Wünschen und rücksichtsloseste Drängen der herrschenden Gewalten, die Kosten für den Imperialismus unmittelbar und offen durch Besteuerung des Lebensbedarfs aus den Taschen des werktätigen Volkes zu raffén, findet seine Schranken. Es muß mit der wirtschaftlichen Konjunktur, mit der Konsum- und Steuerfähigkeit der Massen, mit ihrer politischen Lammsgeduld rechnen. Seit der Finanzreform von 1909 werden die Massen bis zum Weißbluten geschröpft, eine aufziehende Krise kündigt sich an, und bei den letzten Reichstagswahlen haben mehr als vier Millionen Wähler sich für die Politik der Sozialdemokratie erklärt. Nicht einmal die Partei des patentierten Volksverrats und Volksbetrugs, das Zentrum, hätte sich unter diesen Umständen erküht, die indirekte Steuerschraube fester anzudrehen. Mit der Regierung mußten sich alle bürgerlichen Parteien dazu bequemen, seufzend und fluchend einen Griff nach dem bürgerlichen Allerheiligsten, dem Portemonnaie der Besitzenden, zu tun. Und an diesem Zwange würde sich auch dann nichts zum Schlimmeren für die Armen und Kleinen der Gesellschaft geändert haben, wenn der zentriemlich-liberale Deckungsschwindel gescheitert wäre und der Reichstag erst nach einer Pause über die vom Militarismus präsentierte Rechnung hätte beschließen müssen. Im Gegenteil – vorausgesetzt, daß in dieser Pause proleta-

rische Massen sich zur Verteidigung ihrer Interessen erhoben hätten!

Der Artikel „Wer zahlt die Zeche?“ in Nr. 22 der „Gleichheit“ hat ausführlich die Ansicht zurückgewiesen, daß die von der Reichstagsfraktion gebilligten beiden Steuern eine Ära der Entlastung für die Arbeiterklasse eingeleitet hätten. Er zeigte, daß sie ein steter Anreiz für die Kapitalisten sind, künftighin in jeder Beziehung die Habenichtse erst recht ohne Gnade und Barmherzigkeit zu schröpfen, ein Feigenblatt, das zugunsten der Besitzenden das gewissenlose weitere Anziehen der Zoll- und Steuerschraube deckt. Denn rascher als eine Seifenblase wird in der Luft der kapitalistischen Entwicklung die törichte Selbsttäuschung der kleinbürgerlichen Auffassung zerplatzen, daß die besitzenden Klassen mehr als ein Haar in der imperialistischen Suppe finden würden, wenn sie selbst die Kosten berappen müßten. Stumms seliger Geist wird sich in himmlischen Höhen vor Lachen über diese Auffassung ausschütten wollen. Hat doch der Patriarch der Scharfmacher schon vor langen Jahren die frühere kleinbürgerliche Knickrigkeit der Liberalen im Bewilligen von Soldaten, Kasernen, Kanonen und Kähnen damit abgekanzelt, daß Reichsanleihen für militärische Zwecke für die Bourgeoisie die sichersten, reichlichst zinsenden Kapitalanlagen seien. Und damals begann der deutsche Militarismus kaum aus den Kinderschuhen herauszuwachsen. Heute aber ist der Imperialismus zur Macht geworden, ohne die der Blutkreislauf der kapitalistischen Wirtschaft stocken müßte, ohne die der Kapitalismus nicht erobernd über den Erdball schreiten, seine Herrschaft über das Volk der Heimat nicht aufrechterhalten könnte.

Daher lassen sich auch die Besitzenden nicht lumpen und langen für den Militarismus in ihren Beutel, wenn es nicht anders sein kann. Die Entwicklung der Dinge in England ist ein klassisches Zeugnis dafür, daß die herrschende Minderheit den

Imperialismus nicht an ihrer Steuerscheu krepieren läßt. Genosse Eduard Bernstein hat darauf hingewiesen, und Genossin Luxemburg hat es in der „Leipziger Volkszeitung“ mit Tatsachen und Ziffern erhärtet, daß der englische Imperialismus Dreadnoughts über Dreadnoughts vom Stapel läßt und Kolonialkriege entzündet, obgleich es direkte Steuern sind, die der Rüstungswahnsinn toll vergeudet. Wehrbeitrag und Reichsvermögenszuwachssteuer sind also keineswegs das Gelöbnis, daß in Deutschland die besitzenden Klassen von nun an ihrem Können entsprechend zu den phantastischen Kosten beitragen werden, die der Imperialismus fordert, sind nicht das Unterpfand dafür, daß eine neue Zeit der „gerechteren“ Besteuerung angehoben hat. Sie bekunden lediglich dies: Die Anforderungen des Imperialismus sind so gewaltig gewachsen, daß die bisherige Art der Kostendeckung nicht mehr genügt. Darum tragen auch die bewilligten Deckungsvorlagen in ihrem Schoße bereits neue grausame Lasten für die frondenden Massen. Und es mutet sonderbar an, daß in dem heuchlerischen Wehrbeitrag und der erbärmlichen Reichsvermögenssteuer gerade Genossen das vermeintlich gesicherte „Prinzip“ einer wirklichen Steuerreform erblicken und schätzen, die sonst das Wort Prinzip am liebsten aus dem politischen Sprachschatz streichen möchten.

Unseres Dafürhaltens hat die Reichstagsfraktion mit ihrer Stellungnahme zu den Deckungsvorlagen praktisch für das Proletariat so gut wie nichts gewonnen. Sie selbst aber hat Wichtiges preisgegeben. Entgegen unserem Programm bewilligte sie direkte Steuern, ohne daß dadurch der große Sack indirekter Abgaben, der den wunden Rücken der Massen drückt, auch nur durch die Herabsetzung der Zuckersteuer erleichtert worden wäre. Sie hat Ja und Amen zu Steuern gesagt, die die stärkste und gefährlichste Macht zur Niederhaltung und Knechtung des Proletariats nähren sollen, eine Macht, die wie keine zweite dem schrankenlosen Ausleben des Kapitalismus dient.

Überblickt man den Rattenkönig von Irrungen und Wirrungen in der Haltung unserer Fraktion, so muß man freudig begrüßen, was man unter anderen Umständen beklagen müßte. Nämlich daß unsere Reichstagsfraktion nicht einheitlich und geschlossen vor der Partei steht. Eine starke Minorität zählt zu den schärfsten Kritikern der befolgten Taktik. Die Mehrheit hat zur Rechtfertigung ihrer Entscheidung in der Dekungsfrage erklärt, das arbeitende Volk würde es nicht verstanden haben, wenn die Sozialdemokratie Steuern auf den Besitz verworfen hätte. Warum so kleingläubig und furchtsam? Wir trauen uns die Kraft zu, die Unaufgeklärten von der Notwendigkeit und Bedeutung einer geschichtlichen Weltwende zu überzeugen, und wir sollten vor der Aufgabe verzweifeln und versagen müssen, ihnen die sachlichen Gründe einer streng grundsätzlichen Stellungnahme zu einer simplen Steuerfrage begreiflich zu machen? Bis jetzt hat die Sozialdemokratie noch nie verloren, vielmehr stets reichen Gewinn gehabt, wenn sie in schärfsten Gegensatz zu allen bürgerlichen Parteien, zu allen Vorurteilen und Irrtümern der Massen trat. Der schärfste Gegensatz zeugte die höchste Kraft zum Siege. Allein, wie das grundlose Vertrauen zur Reformwilligkeit des Liberalismus, so gehört das Mißtrauen gegen die eigene Kraft der Partei und gegen das Verständnis der Massen zu den Wesenszügen des sozialistischen Opportunismus. Gegen die praktische Betätigung des Opportunismus in der großen Kampagne wider den Imperialismus muß sich die Partei mit der äußersten Entschiedenheit wenden. Es ist dies eine Voraussetzung dafür, daß sie auf der ganzen Linie von der greisenhaften Ermattungsstrategie zum Angriff übergeht.

„Die Gleichheit“,

Zeitschrift für die Interessen der Arbeiterinnen,
Stuttgart, 20. August 1913.

Schlußrechnung

Oktober 1913

Mit dem spürenden Sinne gerissener Geschäftsleute haben die besitzenden Klassen im Deutschen Reich 1913 als Jubiläumsjahr ausgerufen. Sie haben nichts von allem gespart, was sie billig oder gar mit Profit verschwenden können – weder verlogene Begeisterung noch Händedrucke nach unten und Bücklinge nach oben, ja, nicht einmal ihr Teuerstes: Geld –, um ihren Interessen nutzbar zu machen, daß vor hundert Jahren große Teile des deutschen Volkes sich erhoben, um im blutigen Kampfe Napoleons Herrschaft über das Vaterland zu zertrümmern. Der widerspruchsvolle Charakter der Befreiungskriege von 1813 hat das gutbürgerliche Schwindelgeschäft begünstigt. In ihnen waren Beweggründe und Handlungen durcheinandergewirrt, zum festen Knäuel zusammengeballt, die gewöhnlich sich miteinander vertragen wie Feuer und Wasser.

Die Befreiungskriege waren geboren aus der glühenden Vaterlands- und Freiheitsliebe breiter ausgebeuteter und geknechteter Massen, und von ihnen wurden opferbereit und heldenhaft die siegreichen Schlachten geschlagen. Sie empfingen Feuer und Kraft von dem hochfliegenden Idealismus der geistigen Vorkämpfer des deutschen Bürgertums, die ihr Hoffen und Wollen an der gewaltigen Fruchtbarkeit der Großen Französischen Revolution genährt hatten. Aber in

ihnen suchte auch das Junkertum die Wiederherstellung, ja, Befestigung seiner alten Macht im feudalen Staate, die durch die Nachwirkungen eben dieser Revolution erschüttert worden war. Und schließlich waren die verbündeten Monarchen da, um an der großen Glut der Befreiungskriege die fette Suppe der Erweiterung ihrer Reiche und der Stärkung ihrer Herrschaft zu kochen. Die bürgerliche Geschichtsklitterung hat ihres Amtes gewaltet. Was die Tat des Volkes gewesen ist, das hat sie zum Verdienst der Fürsten umgefälscht. Welchen Lohn das Volk für seine Tat empfing, das hat sie verschwiegen oder fortzulügen versucht. Wie dürfte sie auch eingestehen, daß die Befreiungskriege zwar den fremden Eroberer und Despoten aus dem Vaterland vertrieben, aber es gleichzeitig ermöglichten, daß sich die einheimischen gekrönten und ungekrönten Tyrannen und Ausbeuter um so fester in den Sattel schwingen und daß die Knute des russischen Zaren dem geistigen und politischen Leben Deutschlands tiefe Wunden schlug?

Und nun, nach hundert Jahren, wollen die besitzenden Klassen noch aus den vermorschten Gebeinen der Befreiungskämpfer Kapital herauspressen. Aus den Massengräbern der Schlachtfelder von 1813 haben sie die ungezählten Schatten derer beschworen, die in dem seligen Glauben fielen, mit der Überwindung des genialen Korsen der Freiheit und dem Glück des Volkes eine breite Gasse gebrochen zu haben. Diese Stummen sollen bezeugen, daß das Deutsche Reich des Kapitalismus ihres Traumes Erfüllung und ihres Todes Lohn sei; daß die Herren und Nutznießer dieser bürgerlichen Ordnung noch einer großen, selbstlosen Begeisterung und Hingabe an eine große heilige Idee fähig wären; daß die Idee der Freiheit, der Unabhängigkeit des Vaterlandes zusammenschweißen vermöchte, was sich sozial nicht binden läßt: die ausgebeuteten Massen, die drauf und dran sind, sich kämpfend

ihr Vaterland zu erschaffen, und die besitzende Minderheit, die auch das Vaterland als Beute mißhandelt. Die Toten als Kronzeugen der Lüge, eine niederträchtigere Leichenschändung läßt sich nicht denken! Je größer der Schwindel und das Verbrechen ist, um so lauter mußte das Tamtam der Jubiläumsfeier tönen, um so bunter und glänzender mußte ihr Gepräge sein.

Das Schauspiel des Fürstentags zu Kehlheim mit seinen unsäglich trivialen Toasten und Reden ging in Szene. Das riesige Ausstattungsstück der Enthüllung des Völkerschlachtdenkmal zu Leipzig wurde aufgeführt, es empfing die höchste Weihe durch die Anwesenheit von Kosaken. In Breslau die Jubiläumsausstellung, bei der die gutgesinnte Bedientenhaftigkeit es durchsetzte, daß das politisch harmlose Festspiel Hauptmanns nicht weiter aufgeführt werden durfte. Der Kirchgang der Berliner Stadtväter, die um so brünstiger frömmelten, je ungläubiger sie im Herzen sind. Die Höhenfeuer, Umzüge, Festveranstaltungen usw. in Städten, deren Verwaltung sich nur widerwillig Aufwendungen für die Reform der Schulen oder die notdürftigste Hilfe für die Arbeitslosen abzwängen läßt. Und als höchster Ausdruck der bürgerlichen Jubiläumsverrückung in Leipzig und Stuttgart das Verbot der Plakate, die zum Besuch der sozialdemokratischen Protestversammlungen gegen den „Rummel“ und die Geschichtsfälschung aufforderten. In Stuttgart gar noch die Verhaftung der Arbeitslosen, die Flugblätter mit dieser Aufforderung verbreiteten und für ihre Untat wie schwere Verbrechen behandelt wurden. Dazu die Flut von Veröffentlichungen aller Art, von Dramen und Romanen bis zum Alltagswischwaschi der bürgerlichen Presse.

Nun hat der gesinnungstüchtige Jubiläumsspektakel mit den Tagen von Leipzig seinen Höhepunkt hinter sich. Die bourgeoisen Emporkömmlinge durften sich einen Augenblick